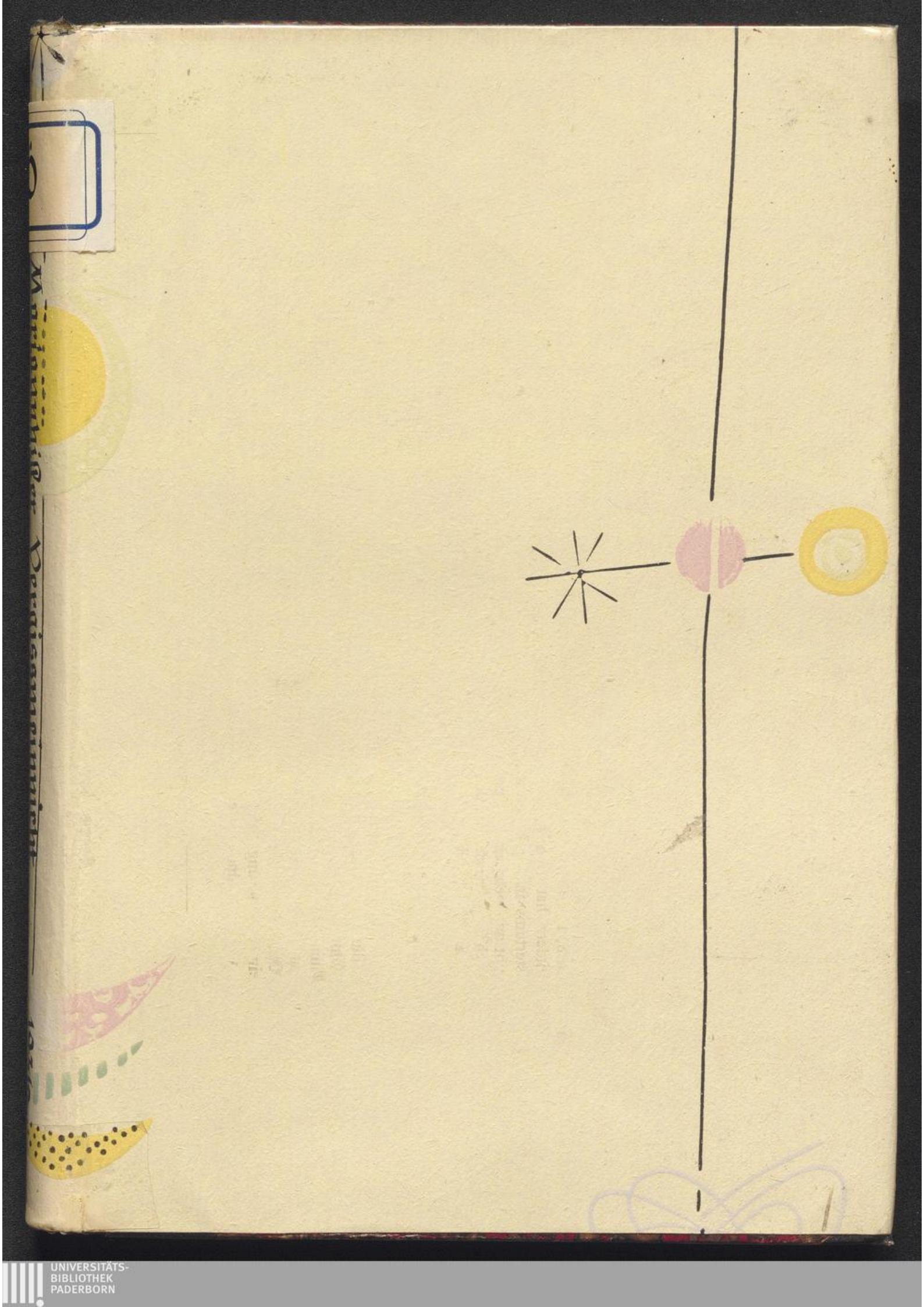
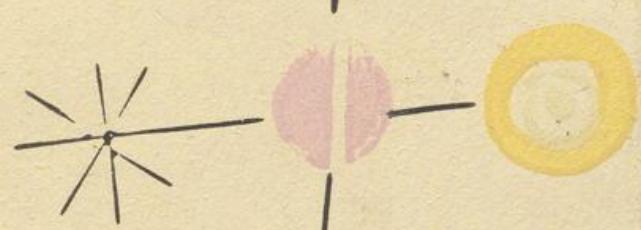
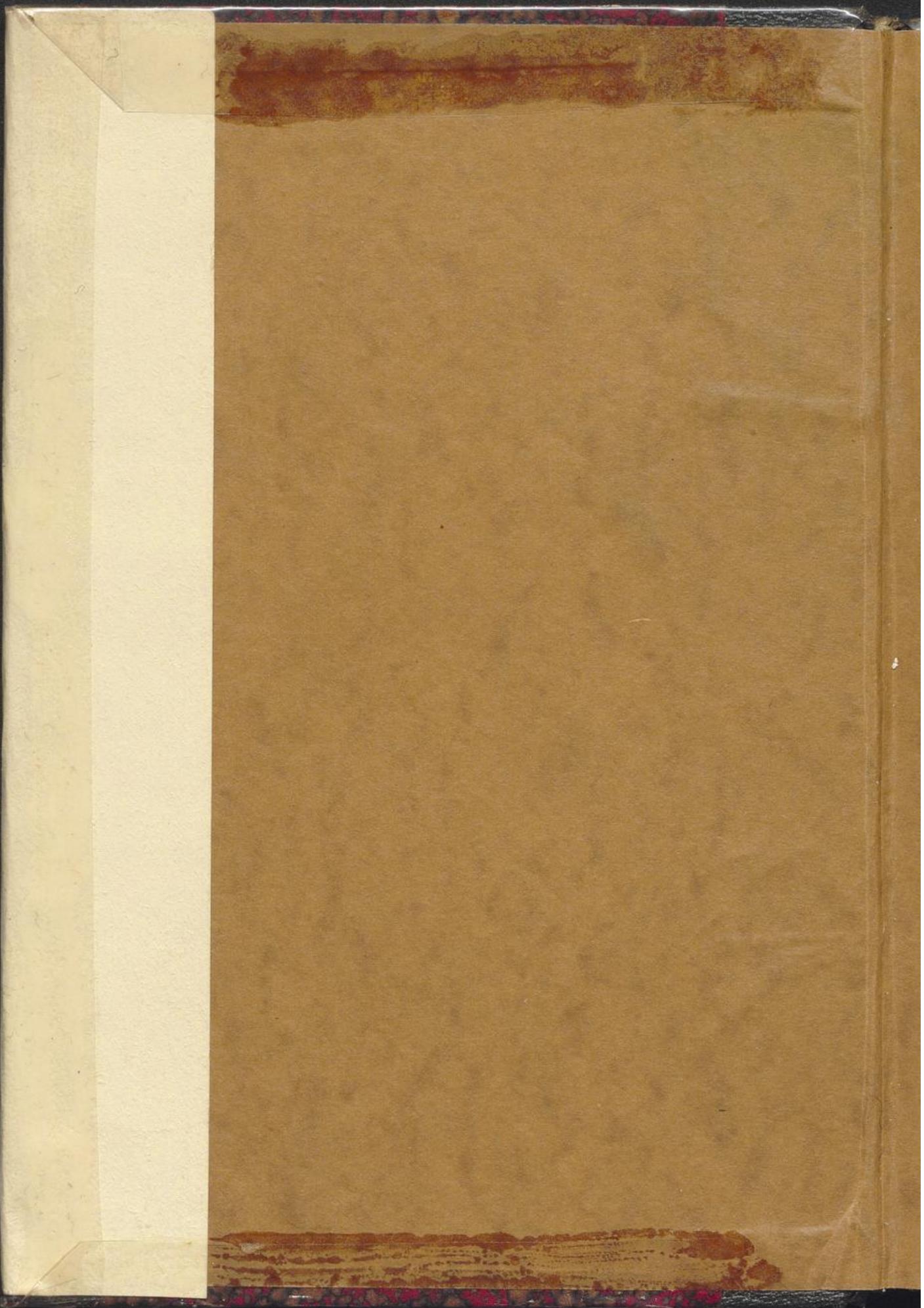


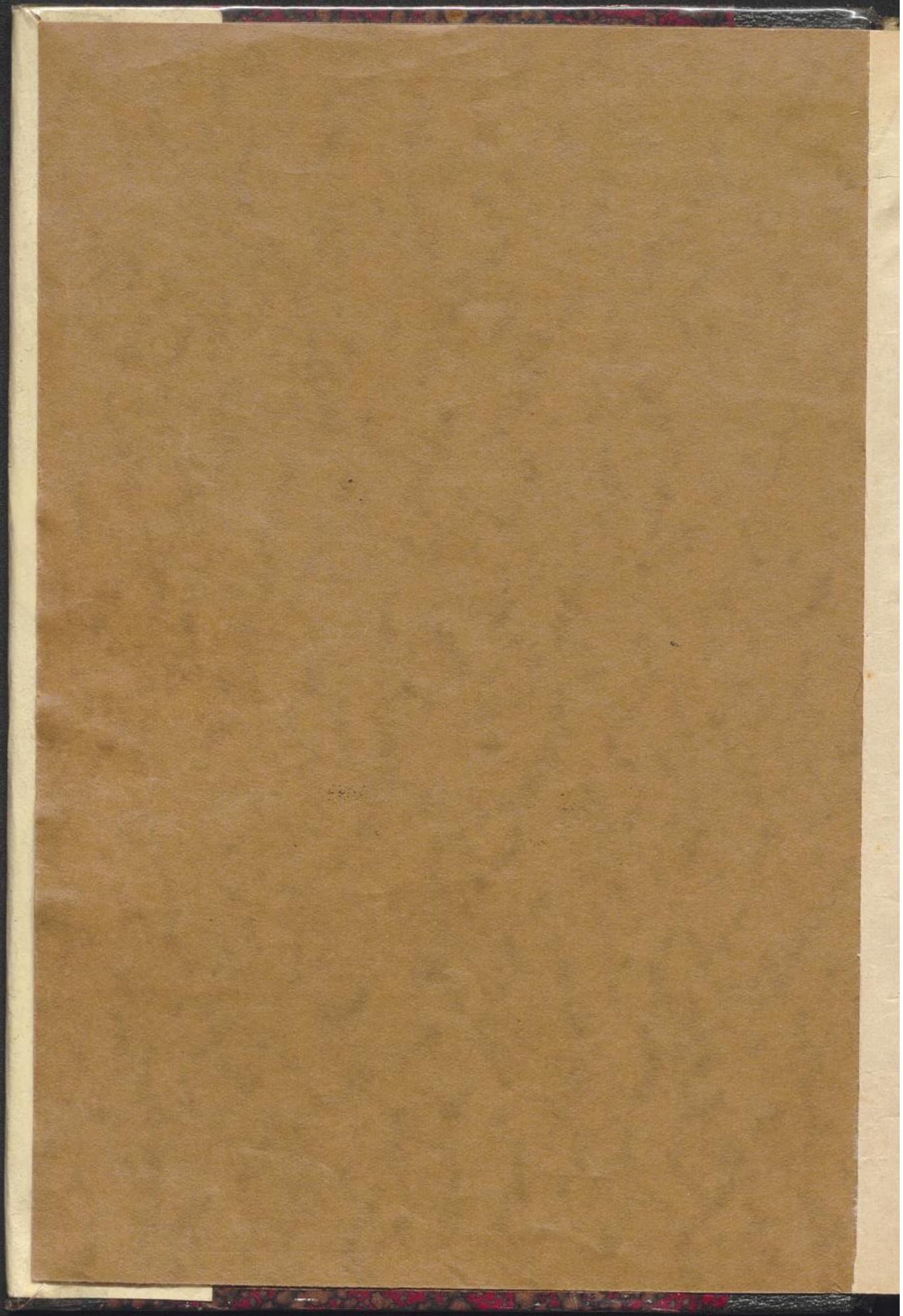
Vergißmeinnicht
1936

1 (1936)





— **Allgemeiner** —
— **Bücherschrank** —
— **ST Anna** —



Mutterhaus-Archiv
der Missionsschwestern
vom kostbaren Blut

Vergissmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
in Südafrika

Vierundfünfzigster Jahrgang
1936

Bibliothek
Missionskloster
Heilig Blut

Verlag der Mariannhiller Mission
Würzburg, Bayern

Inhaltsverzeichnis

Gedichte

Abvent	355	Madonna schön	136
Allerseelen	326	Mariä Heimsuchung	193
Dreifönig	9	Mariä Himmelfahrt	225
Die Schmerzensmutter	113	Mariä Geburt	258
Fronleichnam	161	Pfingstmorgen	129
Gebet am Neujahrstag	1	Primiz	239
Heilige Nacht	357	Rosenkranzfest	290
Hymnus der Gottgläubigen	97	St. Joseph	87
Ich bin's	99	Wenn Christus an dem Steuer steht	174
Lichtmess	33	Weihnachtsmette	366
Mariä Verkündigung	65	Wo jedes Leid vergeht	321

Aussätze erbaulichen, belehrenden u. erzählenden Inhaltes

Abventszeit	356	Die ewige Messe v. Scherer	220
An der Schwelle zweier Jahre	2	Der Zauberer-Missionar	300
Auf Besuch bei unsren Missionaren	368	Das „Totengloria“	327
14, 71, 139, 205, 230, 303,			
Afrika den Christanern	67	Ein schwarzer Christophorus, v. P.	
Auserwählt, Roman von Bernhard		Edmund RMM.	73
Withalm 251, 282, 314, 346,	379	Eine Kur nach Dr. Eisenbart, v. P.	
Allerheiligen —	322	Ermekeil RMM.	89
Allerseelen	322	Ein entführter weißer Knabe wird	
Andreas, St., im Felsenlale	334	von Basutos erzogen, v. P. A.	
		Schweiger RMM.	144
Begegnungen mit Afrikanern, v. P.		Ein Versehgang der feiner war, v.	
Otto Heberling RMM.	10	P. Kammerlechner RMM.	168
Brennende Missionsfragen	56	Einweihung einer Kirche im Basuto-	
Bittage	130	Land, v. Schw. Julia C. P. S.	172
Begräbnisgebräuche bei den Heiden	275	Ein außerordentlicher Tag in St.	
Rhodesias		Patrick, v. P. Kammerlechner	209
Christi Himmelfahrt	130	Ein verhängnisvoller Abschneider,	
		v. P. Solanus RMM.	276
Die Mariannhiller Missionare in			
ihrem Wirken von Beginn der Af-		Fastenzeit	34
rika-Mission 17, 49, 78, 112,		Fronleichnam	162
149, 176, 211, 234,	271	Geht auch ihr in meinen Weinberg	196
Der Sohn des Freimaurers, v. Anna	152	Gottes Segen im vierten Gebot, v.	
Kaiser 27, 58, 90, 124,		P. Ermekeil RMM.	329
Die Eingeborenen und das Gold	40	Ins Heilige Land, v. P. Florian	
Rhodesias, v. P. Kammerlechner		Rauch RMM. 245, 278, 311,	
Die dicen Bohnen des Abtes	77	343, 375	
Franz, v. P. Solanus RMM.			
Die Seide der blauen Engel, v. P.		Komm herüber und hilf uns, v.	
A. Schweiger RMM.	120	P. Severin RMM.	330
Die Welt für Christus erobern	362	Katholisch Südafrika	106
Darf uns das wundern?	180		

Mariä Verkündigung	66	Schnitzel und Späne aus St. Patrick, v. P. Kammerlechner RMM.	20
Mariannhiller Missionenähnliche	46,	St. Paul auf der Hochebene	53, 83
Mariannhiller Rundfunk, v. P. O.			
Heberling RMM.	36, 100, 132,		
	199, 260,		
Mariensied aus fernem Süd	136,		
Mahnungen	179		
Maria Telgte-Mission, v. P. Albert	141		
Schweiger RMM.	184	Vater, es ist dein Kuhmist, v. P.	
Mariä Heimsuchung	194	Solanus RMM.	45
Mariä Himmelfahrt	226	Vollbrachte Mission	238
Mariä Namensfest	258		
Mose da Tunja, der Rauch der don-		Was unsere Missionare erzählen	3
nert	309	Was ist die beste Vorbereitung auf	
Neujahr	3	die Mission?	262
Ostern	98	Weihnacht	356
Osterkommunion der Krüppel, v. P.		Weihnachten in Rhodesia	360
Solanus RMM.	243	Wenn der Wein blüht, v. P. Holz-	
Passionszeit	98	ner RMM.	172
Rosenkranzfest	290	Weltmissionssonntag	308
St. Johannes auf Patmos	190, 214		
Salve Regina	24	Zahlenbild des Apostolischen Vita-	
		riats Mariannhill	183
		Zahlenbild der Apostolischen Prä-	
		fektur Bulawayo	270
		Zeige uns dein Reich 8, 39, 70,	
		104, 135, 167, 204, 229, 266,	
		297, 326, 359	

Unsere Bilder

Außenenschule von Mariannhill	6, 37	Die Dormitio in Jerusalem	343
Anbetung der hl. drei Könige	9	Diakonatsweihe	363
Ankunft von Schweizer Missionarin-			
nen	374	Eingeborenenviertel im asrif. Gold-	
Alte Maria	67	bergwert	42, 45, 80
Afrikanische Art zu nähern	75	Eingeborene Schwestern	52, 317
Abendfriede	83	Errettung des hl. Petrus	235
Auferstehung	105	Eingeborenen-Schule von Maria	
Ausgesandte Missionare	197	Bell	337
Alt-Erele, Südafrika	206		
Ausstellung von Paramenten	228	Frohe Ostern	123
Athen	246	Festgottesdienst in Afrika	198
Altveteranen von Mariannhill	293	Freilichtschule in Afrika	217
Außenenschule von Bulawayo	214		
Bajuto, Ochsenreiter	102	Grundsteinlegung von St. Josef,	
Bethlehem	377	Altendorf	18, 19
Brüder-Neuprofessen, St. Paul	107	Gegrüßet seist du, Maria!	67
Br. Herbert RMM.	201	Goldstempfe in Bulawayo	76
Besuch in St. Patrick	211	Gehet hinaus in alle Welt	308
Bulawayo, Arbeiter von	242	Geburtsgrotte des Heilandes	376
Bischöflicher Besuch einer Missions-		Garten Gethsemani	311, 312
station	244	Grabstätte des Abtes Franz	327
Br. Cassian Bengel RMM.	265	Grabeskirche, hl.	279, 280, 281
Christbaum im Fabrikhof	361	Himmelfahrt Christi	131
Christlindelmarkt	373	Hochaltar in Himmelberg, Südafrika	141
Dampfer „Watussi“	375	Herr, hilf mir!	175
David Ngoma	306	Holländische Kleriker-Novizen	200
Drei Missionare aus einem Heimat-		Heidnische Bulufamilie	267
ort treffen sich	4	Holländische Missionschüler von St.	
Deutscher Dampfer im Hafen von		Paul	296
Durban	35	Haushaltungsschülerinnen, eingebo-	
Die Schmerzensmutter	113	rene	336
		Hafenanlagen von Durban	340

Indier-Schule in Südafrika	15	Missionsstudenten von Altdorf	370
Im Garten des Missionshauses St. Bonifaz	61	Neujahrsingen	2
Ich bin's, Karfreitag	99	Neupriester der Mariannhiller Mission	138
Im Dienst des Vaterlandes	203	Otting, Missionsstation	219
Istanbul	249	Ölberg	345
Industrie-Anlagen in Südafrika	339	Oberin von Civale	205
Kirche von Umtzinto	16	Oberammergauer Krippendarstellung	357
Kapelle des Missionshauses St. Bonifaz	23	P. Adolf Schmitt	5, 51
Kapelle des Klerikernoviziat in Reimlingen	27	P. Andreas Bausenwein	4, 51
Kohlenbergwerk Wankie in Süd-Rhodesia	41	P. Michael Freh	51, 269
Katechisten und Gläubige in der Mission	53	P. Rüegg	71
Küstendampfer an der afrikanischen Küste	80	P. Aurelius Boschert	236, 239
Kirchweihe in der Mission	173	P. Vogel, Josef	208
König Georg VIII. von England in Mariannhill	181	P. Faber Brunner	364
Kapellenschule in der Mission	263	Primiz des P. Alquelin	68
Kaplan Lagger, Schweiz,	273	Primiz des P. Faulhaber	177
Kleriker-Novizen	294	Prängsten	143
Karte von Umtata	369	Prozession in der Mission	163, 164, 165, 168
Landesproduktten-Ausstellung in Mariannhill	110	Patres des Missionshauses St. Bonifaz	185
Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen	11	Rosenkranzönigin	291
Missionshaus Wernberg der Schwestern b. kostb. Blut	21	Riedegg, Schloß	331
Missionsnässtube	47	St. Georgen	12, 146, 148, 149, 151, 240, 243
Missionsstudenten, Reimlingen	57	St. Gabriel	36
Matabelebuben reiten auf Ochsen und Eseln	48	St. Josephseier in Altdorf	72
Mariannhiller Missionsschwestern mit eingeborenen Kindern	101	St. Josephsaltar im Pius-Seminar	79
Missionspersonal von Maria Bell	133	St. Joseph-Hauschmuck	87
Maria, gekrönte	137	St. Joseph, Station in Südafrika	299
Missionsbrüder des Missionshauses St. Bonifaz	185	Segnende Priester	173
Mariannhiller Missionare	213	Schulseier in der Mission	261
Maria Himmelfahrt	227	Schweizer Missionspriester	305
Mutterhaus der Walliser Schwestern, Ursulinen	233	Speisesaal im Seminar St. Joseph	349
Maria Namen	259	Umtata, Mission	274
Mariannhiller Neupriester P. L. Poser	358	Botib-Kapelle in Mariannhill	189
Missionsschwestern von St. Patrick	277	Weihnacht im Gebirgsdorf	367
Missionsärztlicher Kurs	328	Bauberermeister mit „Kollegin“	115
		Bauberer-Missionar	301, 302
		Bulufrauen bei der Haartoilette	114
		Buluftrieger, junge	117, 302
		Buluftrieger mit Wahrsagerinnen	155
		Bum Fest des kostbaren Blutes	195



ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT DER MARIANNHILLER MISSION

NUMMER 1

JANUAR 1936

54. JAHRGANG



Gebet am Neujahrstage!

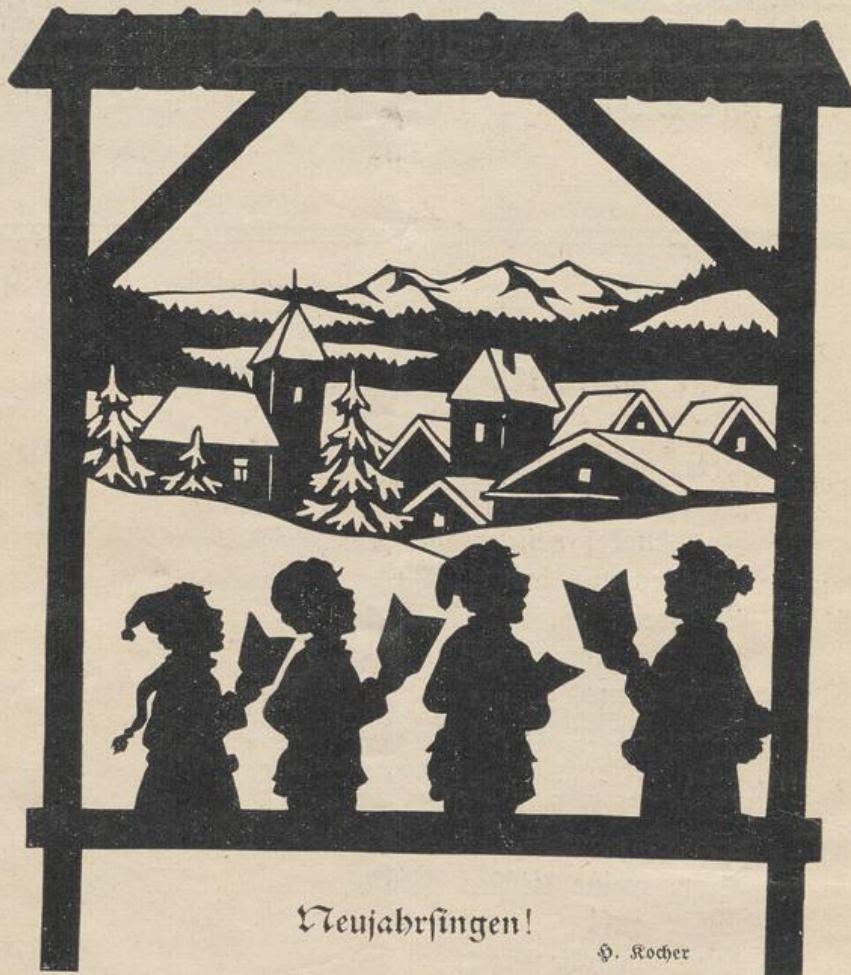
Herr, gib mir Kraft!
Es führt der Weg
Ins dunkel neue Jahr ...
Was es mir bringt? —
Du weißt es, Herr!
Komm, führe mich!
Mein ganzes Sein
Liegt hier in deinen Händen.
Wollen, Sehnen, Hoffen,
Einer Seele heißes Ringen —
Es sei dein!
Herr, meine tiefsten Kräfte
Wecke auf!
Hier bin ich, Gott!
Halt du mich fest mit beiden Händen
Schritt für Schritt.
Du machst mich stark und hochgemut und frei.
In deiner Kraft schreit' ich
Den Weg ins Dunkel ...
Du bist das Licht! —

Maria Wiederholt

Um der Schwelle zweier Jahre

Zwei Jahre reichen sich die Hände, um dann ihres Weges zu ziehen,
den Gott ihnen gewiesen. —

Die Silvesterglocken läuten ein Jahr aus, und wir meinen fast noch
den Nachklang der vorigen Neujahrswünsche zu hören. Rasch gingen die
52 Wochen, die 365 Tage vorbei! Stunde reiht sich an Stunde, Tag



Neujahrsingen!

H. Kocher

an Tag. Nun ist es dahin, was wir ein Jahr nennen. Manche hofften
sein Ende zu sehen, sie sehen es nicht mehr! Andere glaubten zu sterben,
und sie leben! Hoffnungen sind ins Grab gesunken, aber auch Be-
fürchtungen haben sich als eitel erwiesen. Jeder Tag hätte ein Baustein
ewigen Glückes werden sollen... Bist du dem Ewigkeitsjahr, das
äußerlich näher gerückt ist, auch innerlich näher gekommen?

Ein wandelreiches Getriebe ist das Erdenleben, Vergänglichkeit ist
sein Gepräge. Gott ist der einzige Unwandelbare, der einzige sichere
Ruhepunkt. Und der stille Wächter der Zeiten im Tabernakel bleibt,
während die Menschen vorübereilen, und sein ewiges Licht brennt, wenn
sein zeitliches Lebenslicht längst verloschen ist.

Neujahr!

„Dein ist der Himmel und dein ist die Erde, den Erdkreis und all' die vielen Geschöpfe darauf hast du erschaffen; auf Gerechtigkeit und Gericht ist dein Thron begründet.“ (Ps. 88, 12.—15.).

Nebelhaft liegt im Dämmern des neuen Jahres die Zukunft vor unseren Augen. Aber aus dem ungewissen Dunkel steigt ein helles strahlendes Bild: Die heilige Mutter mit dem Kind von Bethlehem! Mit Maria und ihrem Segenskind ins neue bürgerliche Jahr! Der kleine Heiland auf den Armen Marias erhält heute, am achten Tage nach Weihnachten seinen Namen: Jesus — Heiland oder Erlöser. Diesen Namen will er tragen, um für alle Zeit uns zu erinnern, was er uns sein will, was er uns ist!

Knie dich vor dem kleinen Jesus hin und sprich aus kindlichem Herzen: „Was kann ich dir jetzt geben, am ersten Tage des neuen Jahres, der zugleich auch dein Namenstag ist? Dein ist ja ohnehin alles im Himmel und auf Erden. Ich bin so arm vor dir, o Gotteskind, in deiner Allmacht! . . .

Wohlan, so lege ich heute mein Schicksal im neuen Jahre voll Erbarmen und Zuversicht ganz in deine Hände . . . Du bist mein Heiland, mein „Jesus“. Und was immer die Zukunft bringen mag, Freud und Leid, Glück und schmerzliche Heimsuchung, ich weiß, dein Heil und deine Vorsehung beruhen auf Gerechtigkeit; und nach Gerechtigkeit wirst du einstens als Weltenrichter die Lebensjahre der Menschen beurteilen.

„Gesehen haben alle — bis an die Grenzen der Erde — das Heil unseres Gottes.“ Ps. 97.

Ja, mit den Augen des Glaubens haben wir jetzt das Heil und Glück, das Gott der Welt gesandt hat, wieder neu erkannt. Wir haben es selbst innerlich erfahren und gefühlt . . . und mit uns Millionen von Christen in allen Erdteilen. Der Erlöser ist zu uns gekommen und ruht in unseren Herzen. —

Möchten wir doch im ganzen Jahre mit ihm vereint bleiben und immer nach der Einsicht und Erkenntnis leben, die wir vom Weihnachtskind gelernt haben. So wird das neue Jahr im Lichte des Heilandes dahineilen; so wird es ein heilbringendes Jahr, ein „Jahr des Heils“, ein „glückseliges“ werden! — d —

Was unsere Missionare erzählen . . .

Von P. Otto Heberling, RMM.

Die Post brachte uns wieder einige Briefe aus Süd-Afrika. Liebe Mitbrüder, eifrige Missionare in Natal, in der Kapprovinz und in Süd-Rhodesia erzählen mit ihre neuesten Erlebnisse, berichten von ihren Missionsfreuden und ihren Missionssorgen. Da nun aber „geteiltes Leid, halbes Leid“ und „geteilte Freude, doppelte Freude“ ist, so wollen wir zum Nutzen und Segen der Mariannhiller Mission die ganze Lesergemeinde des „Bergfischmeinnicht“ an der „doppelten Freude“ und dem „halben Leid“ unserer Missionare gerne teilnehmen lassen. Aus den

verschiedenen interessanten Briefen wollen wir diesmal in erster Linie Auszüge aus einem Schreiben des Hochw. P. Andreas Bausenwein RMM., der in Süd-Rhodesia tätig ist, bringen. Der Rhodesia-Missionar schreibt mir unter anderem:

„Endlich bin ich in der glücklichen Lage, Ihnen ein Bild von den drei ‘Rimparern’ schicken zu können. Die Welt ist so groß und doch so klein. Ich erinnere mich noch lebhaft, es sind jetzt 21 Jahre her, da haben Schw. Theodora und ich in der ABC-Klasse in Rimpar dieselbe Schulbank gedrückt. Wir dachten beide damals an etwas ganz anderes als an die Mission. Doch die Gnadenwege Gottes sind so wunderbar und er erwählt in seiner Güte sehr oft gerade das Schwächste, um der Welt zu zeigen, daß es nicht Menschenwerk ist — ganz besonders nicht die Bekehrung der Heiden — sondern ganz allein und ausschließlich Gottes Werk. Nach Beendigung der ersten Klasse wurden Buben und Mädchen getrennt und erst nach vier Jahren führten uns die seligen Stunden der Vorbereitung auf die erste hl. Kommunion im Unterricht wieder zusammen. Später trat ich ins Missions-Seminar Alloysianum in Lohr ein, um dort das Gymnasium zu besuchen. Die Jahre vergingen. Ich war in den oberen Klassen des Gymnasiums, da hörte ich eines Tages, daß die Hedwig Issing, so hieß Schw. Theodora mit ihrem Mädchennamen, in eine Missionsföngregation eingetreten sei. In der Folgezeit hörte ich nicht mehr viel von ihr, bis es kurz vor meiner Priesterweihe hieß, Schw. Theodora ist in die Mission gesandt worden und zwar nach Süd-Rhodesia. Das war damals für mich ein spanisches Dorf. Ein halbes Jahr später folgte mein Vetter P. Adolf Schmitt und zwar war seine Bestimmung und sein Ziel ebenfalls Süd-Rhodesia. Nun wurde mir das Rhodesia im fernen Afrika schon ein wenig vertrauter und er schrieb mir auch einiges von den Opfern, die das Missionspersonal in Semokwe — so heißt die Missionsstation, wo Schw. Theodora ist — bringen muß. Als ein Jahr später auch für mich die langersehnte Stunde der Aussendung schlug und mein Bestimmungsort ebenfalls Süd-Rhodesia war, da war Hoffnung, daß ich meine beiden lieben Landsleute wieder treffen sollte. Und so kam es tatsächlich. Als ich acht Tage hier in Rhodesia, d. h. in Bulawayo war, nahm mich der Apostolische Präfekt, Msgr. J. Arnoz eines Tages mit nach Semokwe. Nun gab es nach langen Jahren ein freudiges Wiedersehen im fernen Afrika. Anfangs ist einem Neuankömmling alles so neu und ungewohnt — Land und Leute und Sprache. Da ist es ganz selbstverständlich, daß man an seine schöne Heimat zurückdenkt — und wo man aufgewachsen, das ist und bleibt doch der schönste Fleck auf Gottes weitem Erdboden! Da ist einem alles so vertraut und so anheimelnd! Damals bei dem ersten Wiedersehen mit Schw. Theodora, da sind all die Jugenderinnerungen wieder aufgetaucht, das erste Jahr in der Volksschule und die glücklichen Stunden der Vorbereitung auf die hl. Sakramente, die wir gemeinsam empfingen. — Leider war meines Bleibens in Semokwe damals nicht lange, da wir schon wieder am nächsten Tage nach Bulawayo zurückfuhren, das ich auch schon nach ein paar Tagen verließ, um in Empandeni, unserer größten Missionsstation hier, meine Stelle als Kaplan anzutreten. O, da gab es so viel Neues für mich! Ich dachte mir, hier wirst du dich nie auskennen, da gehst du immer wieder im Busch verloren. Es ist nämlich alles so ziemlich eben, sandig, kein Wasser und mit niederem Busch bewachsen. Nun, meine späteren Irrfahrten bewiesen, daß ich mich nicht sehr getäuscht

hatte. Doch allmählich kennt man sich auch im Busch aus und man möchte gar nicht mehr tauschen. Dann hatte ich anfangs eine andere Schwierigkeit. Ich dachte mir nämlich, daß alle Schwarzen die gleichen Gesichter hätten und so konnte ich zuerst keinen von dem anderen unterscheiden. Doch bald merkt man, daß auch bei den Schwarzen jedes Gesicht verschieden ist, genau wie bei den Weißen. Ein Jahr war ich in Empandeni, als sich mir Gelegenheit bot, mit meinem Pater Rektor wieder nach Semokwe zu fahren, natürlich mit dem Fahrrad. Das sind ungefähr 120 km. Es war gerade ein schöner Tag zum Fahren, da der Himmel be-

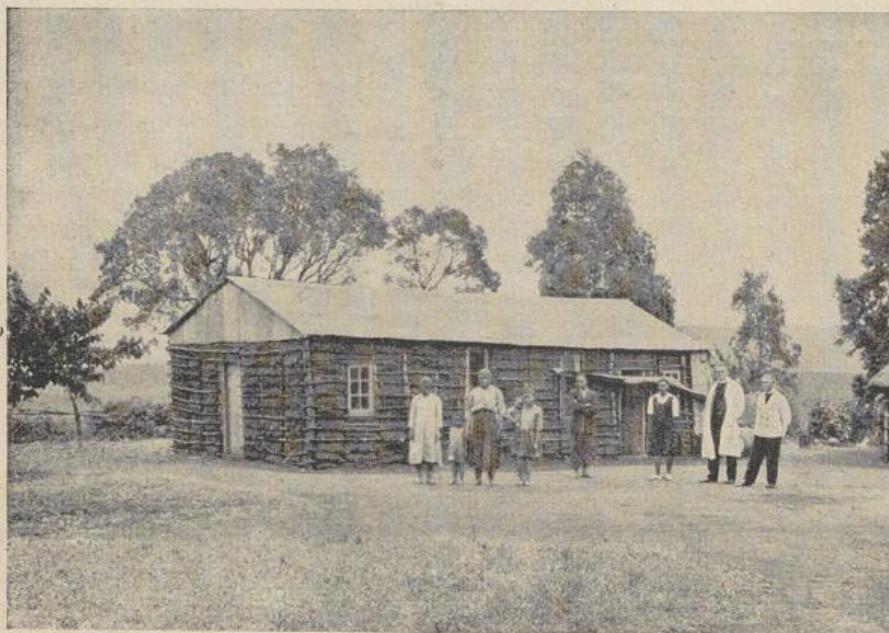


Drei Missionare aus Rimpau bei Würzburg, treffen sich in Südrhodesia
P. Andreas Bausewein, Schw. Theodora Issing, P. Adolf Schmitt

Photo: Mariannhiller Mission

wölkig war und die Sonne nicht oder kaum durchstach. Ich machte es mir natürlich leicht. Trotzdem waren wir beide bald durchgeschwitzt. Meine Zoppe hatte ich ausgezogen und meine Ärmel zurückgestülpt; den Hut hielt ich in der Hand. Das sollte ich aber büßen! Als ich in Semokwe ankam, waren meine Arme, soweit sie der Sonne ausgesetzt waren, voll von Blasen und mein Genick tat mir recht weh. Allem Anschein nach hatte ich einen kleinen Sonnenbrand. Es hatte aber weiter keine Folgen, als daß ich mich für ein paar Tage recht müde und ein wenig unwohl fühlte. Doch alles ist bald wieder verschwunden. Wir blieben den ganzen nächsten Tag dort, schon auch deswegen, um mit dem Missionar, der mit den zwei Schwestern die ganze Zeit allein ist, ein wenig reden zu können. P. Ebert beichtete an diesen zwei Tagen, um so einen Ersatz zu haben für die lange Zeit, wo er wieder ohne das Sakrament der Buße sein muß. Das geht allen Missionaren so, die allein auf einer Station sind. Hier sind die Entfernungen so groß, daß es sehr schwer ist, oft zusammen zu kommen. — Am nächsten Tag machten wir uns wieder auf den Heim-

weg. Die Schwestern hatten uns von ihrem wenigen Mehl einen Kuchen gebacken, den wir aber zurückwiesen, da wir meinten, sie könnten ihn selbst recht notwendig gebrauchen. Wir nahmen nur das Brot an, da wir dachten, spätestens um 5 Uhr wieder in Empandeni zu sein. Da hatten wir uns aber wieder einmal verrechnet. Wir verloren nämlich den Weg und die Sonne war so ziemlich unser einziger Wegweiser. Früh um halb acht Uhr waren wir weggefahren und kamen endlich acht Uhr abends totmüde in Empandeni an, nachdem jeder von uns beiden unterwegs wiederholst abgestiegen war, da er sich vor Müdigkeit nicht mehr auf dem Rad halten konnte. Als wir endlich in der Nähe unserer Station ankamen, ging ich in einen Kraal und bat um einen Trunk Utschivala, da ich sonst unfähig gewesen wäre, auch nur ein paar Meter weiter zu fahren. Ange-



Eine Außenschule von Mariannhill im Entstehen
Photo: Mariannhiller Mission

kommen, betete ich mein Brevier fertig. P. Rektor und ich fielen dann völlig erschöpft auf unser Lager und schliefen bald den Schlaf des Rechten. Da P. Adolf Schmitt in Bulawayo vor Weihnachten eine Blinddarmoperation hatte und nach seiner Genesung plötzlich wieder für zwei Monate in das Spital mußte, wurde ich nach Bulawayo versetzt, um, so gut ich eben mit meiner armseligen Kenntnis im Englischen konnte, ihn zu vertreten. P. Schmitt wurde endlich nach mehr als drei Monaten wieder arbeitsfähig, dafür mußte aber P. Streit, der Pfarrer von Bulawayo, ein wenig Erholung haben und so bin ich noch hier unter den Weißzen. — Vor 14 Tagen kam nun plötzlich unsere Landsmännin von Semokwe unangemeldet hier angeschnett, wenn ich dieses Wort gebrauchen darf, da wir den Schnee hier gar nicht kennen! War das eine Freude. Wir machten gleich ein Photo und stellen uns nun bei ihnen vor. Schw. Oberin und Schw. Theodora hatten natürlich auch ihre liebe Not nach Bulawayo zu kommen. Semokwe ist 45 km von der nächsten Bahnhofstation entfernt. Diesen Weg mußten sie auf einem Eselswagen machen.

So hatten sie das Vergnügen, elf Stunden auf dem Eselswagen zu sitzen, bis sie dann endlich in einen „Omnibus“ einsteigen konnten, der sie nach Bulaivaho brachte. Daß eine solche Reise kein Vergnügen ist, kann sich jeder leicht vorstellen, oder auch nicht, wenn er Afrika nicht kennt. Sie blieben ein paar Tage hier, um dann wieder die beschwerliche Reise anzutreten und die opferreiche Arbeit in Semokwe erneut aufzunehmen. Die Opfer, die sie in jeder Beziehung zu bringen haben, lassen Sie sich besser von ihnen selbst erzählen. Doch glaube ich, daß Sie da lange warten können, die werden erst einmal offenbar werden, wenn jedem mit dem Maß gemessen wird, mit dem er selbst gemessen hat! Trotz alledem sind hier alle glücklich und ich glaube, niemand möchte tauschen mit einem König. Ich denke, Sie sind ja zur Genüge unterrichtet, wie es unter den Heiden ausgesehen hat, bevor das Christentum Eingang gefunden hat. Wer die Artikel des P. Joseph Kammerlechner mit Aufmerksamkeit durchlas, konnte sehen, wie viel Grausamkeit da geherrscht hat. Und nun dringt das Reich eines anderen, wenn auch langsam, so doch stetig immer mehr und mehr vor, das Königreich des Friedenskönigs Jesus Christus, der allein imstande ist, den Menschen glücklich zu machen für Zeit und Ewigkeit. Wie greift es einem ans Herz, wenn man so darüber nachdenkt, wie jetzt Menschen, die früher nur armseligen Geschöpfen dienten und vor ihnen zitterten und deren ganze Religion nur darin bestand, die Almadhlozi (Ahnengeister) möglichst geneigt zu halten, nun vor ihrem Herrn und Gott auf den Knien liegen und von ihm Hilfe erwarten. Es sind das selige Stunden für den Missionar und reichliche Entschädigung für all die Opfer, die einmal das Missionsleben mit sich bringt.

Letzte Woche hatten wir „Mission“ in Empandeni. Über den Erfolg kann ich Ihnen noch nicht berichten, da müssen wir erst abwarten, wie sie sich auswirkt. Darauf werden Sie schon noch von den Mitbrüdern von Empandeni zu hören bekommen. Ich bin auch mit dem Motorrad von Bulaivaho dorthin gefahren, um ein wenig im Beichtstuhl auszuholzen. Auf dem Heimweg habe ich mich wieder gewaltig verfahren, bin aber doch noch heil angekommen, wenn auch mit Hindernissen. Auf dem Rückweg ist mir 45 km vor Bulaivaho mein Motorrad gebrochen, so daß ich keinen Schritt mehr weiter konnte. Es war gegen 6 Uhr abends und die Sonne war schon am Untergehen. Ich wäre in gewaltige Verlegenheit gekommen, wenn nicht gerade zufällig ein leichtes Lastauto gekommen wäre und mich samt meinem Motorrad aufgeladen und mit nach Bulaivaho genommen hätte. Es war also großes Glück beim Unglück! Der Missionar ist nie verlassen, ich denke, das wissen Sie aus eigener Erfahrung, Hindernisse hat er zu überwinden, ja, aber nie ist er verlassen.

Unsere neuen Missionare sind hier gut angekommen. Msgr. Urnoz ist zur Zeit nicht hier, da er in dem einsamen Wankie sein 25jähriges Priesterjubiläum feiert, ganz allein mit seinem Herrgott. Pater Hoze gibt gerade auf den verschiedenen Stationen Exerzitien. Diese Gelegenheit hat natürlich der Hochvst. Herr benutzt, um ihn zu vertreten und so jeder äußeren Feier zu entgehen. Ad multos annos! —

Doch meine Predigt wartet noch der Ausarbeitung, so muß ich für heute schließen. Ein anderes Mal wieder etwas! Es freut uns recht, zu hören, daß es draußen gut vorangeht. Alles zur größeren Ehre Gottes! Vergessen Sie uns nicht im Gebete und empfehlen Sie uns immer wieder im Vergißmeinnicht dem Gebete der Leser. Davon hängt ja alles ab. Wir sind nur armselige Handlanger Gottes! —

X

Zeige uns dein Reich!

25.

Die Wissenschaft vom Reiche Christi enthält und krönt alle anderen Wissenschaften. Denn jedes wirkliche Wesen ist ein Zweig vom Lebensbaum der Wahrheit inmitten des Schöpfungsgartens. Alle seine Äste und Blätter, Blüten und Früchte entspringen den gleichen Wurzeln und dem einen Stämme. Sie bilden eine herrliche Krone und die Bewohner des Himmels und der Erde zumal schauen des Baumes Pracht und genießen seine köstlichen Früchte. Dem Erkennen folgt die Liebe, der Liebe folgt der Besitz und dem Besitz die Seligkeit — ohne Grenzen und Ende!

In dieser goldenen Paradiesesmitte verbinden sich alle Geister, Seelen und Herzen zu einer unauflöslichen Gemeinschaft und Idealfamilie. Die Kinder des einen Gottes, die Untertanen des einen Königs, seine Freunde, Universalerben und Mitregenten werden ewig mit ihm leben. Zur lebendigen Einheit mit Christus gelangt, dem ruhenden Pole des Universums einverleibt, erfreuen sie sich mit ihm der unveränderbaren Weltharmonie.

Alle ihre Wünsche sind erfüllt alles Verlangen befriedigt, alle Erwartungen übertroffen. Nun schweigen die Herzen, ruhen die Seelen und jubeln die Geister. Die Erdgeborenen sind zu den Fürsten der Höhe emporgehoben und der Herrscher des Weltalls hat sich allen ohne Ausnahme huldreich zugeneigt. Das Zeitliche ist in die Ewigkeit eingegangen und das Begrenzte in der Unmeßlichkeit aufgegangen.

Das ist das Glück und der Friede Christi im Reiche Christi! Vollkommen wird dieser Doppelschatz erst in der Vollendung des Jenseits gefunden und genossen. Im Diesseits sehnern wir uns und streben daran. Wir könnten schon hier weit mehr von diesem glücklichen Frieden genießen, wenn wir alle die Schule der Reich-Christi-Wissenschaft besuchten und gelehrige Schüler Pauli sein wollten; wenn wir unseres Königs Stimme hören und sein treu ergebenes Volk sein würden! Dann käme uns das Friedensglück Christi halben Weges entgegen. Lasset uns auch im neuen Jahre jeden Monat wenigstens einen kleinen Schritt vorwärts schreiten. Zeige uns dein Reich, o Jesus und führe uns dem Ziele näher durch Maria!



Anbetung der heiligen drei Könige
Photo: Seminar St. Joseph, Reimlingen

Dreikönig!

Schweigend ruht die weite Wüste,
Drüber strahlt ein goldener Stern,
Wie wenn traulich niedergrüßte
Gottes Vaterauge fern.
Führe, du leuchtender Stern, uns geschwind
Hin zu dem göttlichen Königskind.

Schimmernd weiße Zelte ragen,
Roß und Reiter ruhen sacht,
Silberglöcklein klingen tragen
Leise Lüste durch die Nacht.
Lohne, o Herr, unser kindlich Vertrauen,
Läß des Gesalbten Antlitz uns schauen.

Palmen ihre Fächer spreiten
An der Murmelquelle Saum,
Könige dort die Arme breiten
Flehend aus zum Sternenraum:
Leuchtender Stern vom himmlischen Thron,
Leite uns gnädig zum göttlichen Sohn.

Licht der Heiden, deren Pfade
Hüllt die Nacht in Dunkel ein,
Sende aus dem Reich der Gnade
Ihnen deines Sternes Schein!
Führ' aus der Wüste glühendem Sand
Heim sie in Edens grünendes Land.

Begegnungen mit Afrikanern

Von P. Otto Heberling, RMM.

VI.

Die Begegnung mit Afrikanern in der Lüderizbucht, die sogar die deutsche Sprache fließend sprechen konnten, hinterließ in meinem Gemüt eine ganz eigenartige Stimmung, als die „Ussaramo“ am 16. Januar um die Mittagszeit wieder in See stach. Mühsam versuchte ich, meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Doch es wollte und wollte mir nicht gelingen. Schließlich kam mir der Himmel selbst zu Hilfe. Er schickte zur Ablenkung einen kräftigen Sturm. Dieses Mittel half. Vergangenheit und Zukunft wurden von der Gegenwart ganz verdrängt. Es war wunderbar, die das Schiff umtossenden Wogen zu beobachten. Haushoch stürmten und rollten sie heran, legten das Schiff etwas unsanft auf die Seite, rollten weiter und zerbrachen dann an der unfernen Küste. Unsere „Ussaramo“ kämpfte sich aber allen Sturmes Gewalten zum Trost mutig durch und näherte sich, zwar etwas langsam, aber doch sicher dem Kap der guten Hoffnung.

In der letzten Nacht vor der Ankunft in Kapstadt konnte die „Ussaramo“ nur 7 Seemeilen zurücklegen. Das waren wenige 5 Seemeilen weniger als bei ruhiger See. Der Sturm begleitete uns noch bis in den Hafen hinein. Doch schon 3 Stunden vor der Einfahrt in den Hafen, als der Tafelberg langsam am Horizont aus dem Meere aufstieg, vergaßen wir ganz auf den Sturm und seine sonst üblichen Folgen. Die majestätische Größe und stolze Erhabenheit dieses Wahrzeichens von Kapstadt, auf dem eine weiße Wolkenhaube lagerte, zog den Besucher ganz in seinen Bann. Ja, der Anblick dieses Berges mit der schönen Stadt, die das unendliche Meer bespült, ist überwältigend, erhebend, hoffnungserweckend. Kaum war mittels der Landungsbrücke die Verbindung mit dem Festlande hergestellt, rüsteten sich mehrere von uns schon zum ersten Gang in die Stadt. Ich schloß mich ihnen freudig an. Es bestand ja nicht die geringste Gefahr, nicht mehr rechtzeitig an Bord zurück zu kommen; denn die „Ussaramo“ sollte erst in zwei Tagen ihre Weiterfahrt antreten. So zogen wir frohgemut los, voll Spannung und Erwartung der Dinge, die da kommen, der Neuigkeiten, die wir sehen sollten.

Doch unser erster Spaziergang in Kapstadt war anfänglich alles andere als ein Genuss. Erst als wir etwa zum Mittelpunkt der Stadt vorgedrungen waren, wurde es gemütlicher. Was war denn los? — Vom „Tafelberg“ und „Teufels-Pit“ her pfiff ein sehr heftiger Wind. Im Volksmund heißt er „der Arzt von Kapstadt“, weil er die ganze Stadt von Zeit zu Zeit einmal wieder gründlich reinigt. Uns hätte er freilich schon in Ruhe lassen können, denn diese Reinigungskur hatte an uns schon das stürmische Meer besorgt. — Der rauhe Geselle war übrigens sehr unkonsistent. Die Straßen der Stadt reinigte er fein säuberlich, die Menschen aber machte er um so schmutziger. Wer immer die Straßen durchwanderte, dem trieb der Unhold allen Staub und Sand in die Augen, in die Ohren und in die Nase. Ein Vorwärtskommen war fast unmöglich. Unsere Hüte mußten wir entweder bis tief über die Ohren ziehen oder mit beiden Händen festhalten. Schon nach einigen Schritten flog einem von uns der Hut vom Kopfe. Alles Nachrennen half nichts mehr. Der Sturm wehte ihn schnurstracks ins Meer. Dank seines breiten



Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen
Bei heiteren Klängen! (Hausorchester)
Photo: St. Joseph, Reimlingen



Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen: Im ernsten Studium
Photo: St. Joseph, Reimlingen

Randes sank er aber nicht sofort unter, so daß er gerettet werden konnte. Und diese Heldentat vollbrachte ein schwarzer Matrose. Den ersten Liebesdienst am äußersten Südende Afrikas erhielten uns Missionare also ein Afrikaner. Der Bursche hatte sogar noch eine große Freude dabei und lachte uns treuherzig an, als er den geretteten Hut wieder zurückgab. Nach diesem kleinen Zwischenfall setzten wir unsern Weg pustend, niesend und nach Lust schnappend fort. Bevor wir die Hafenanlagen hinter uns hatten, machten schon wieder einige von uns kehrt. Sie hatten im wahrsten Sinn des Wortes: die Nase voll. Tatsächlich, voll Sand und Staub. Und nicht bloß die Nasen, sondern auch die Augen und die Ohren. — Es gehörte schon Galgenhumor dazu, den Weg weiter fortzuführen. Aber wir taten es doch. Drei Mann hoch waren wir noch. — Irgendwo bogen



Mariannhill Mission House St. Georgen, a. Längsee in Kärnten
Photo: Franz Schneeberger, St. Veit

wir, rechtwinklig zur Windrichtung, in eine Straße ein. Da war es gleich um 100 Prozent besser. Wir schüttelten nun den ärgsten Sand und Staub von unsren Kleidern, pusteten unsre Ohren aus und räusperten und pusteten uns rein. Dann marschierten wir weiter. Sonderbarerweise gelangten wir zuerst in den Stadtteil, der zum größten Teil von Schwarzen und Farbigen bewohnt ist. Der Wind blies zwar auch hier wieder ziemlich tüchtig, aber es war doch noch zum Aushalten. Die Schwarzen machten sich allem Anschein nach überhaupt nichts aus dem ganzen Sandsturm. Sie standen oder saßen vor ihren Häuschen, schwätzten, scherzten und lachten. Andere schlenderten lässig durch die Straßen, spielten nach früherer Europäer-Art mit einem Spazierstöckchen oder hielten den Hut in einer und eine Zigarette in der anderen Hand. Ja, da war schon ein merklicher Unterschied zwischen den verschiedenen Arten von Negern, denen ich bis dahin begegnet war. Nach der äußersten Aufmachung hätte man bei so einer flüchtigen Begegnung ja den Kapstadt-negern einen Vorzug einräumen können, aber ich sah trotz der Kürze der Zeit doch so viel, daß ich bedauerte, daß soviel Neger überhaupt in der Stadt lebten. — In einer ziemlich belebten Straße begegneten wir einem

großen Negerumzug. Ich konnte nicht recht klug aus der ganzen Sache werden. Allem Anschein nach war es eine Art Propaganda — oder Reklame-Umzug. Eine Dame, ihrem Aussehen nach eine Engländerin, die sich ebenso in dieses Stadtviertel verirrt hatte, konnte sich den Umzug auch nicht erklären und sagte: „What does that mean?“ (Was soll das bedeuten?) Ich antwortete ihr: „We don't know, Madame we are also only visitors here.“ (Wir wissen es nicht, gnädige Frau, wir sind auch Durchreisende hier!)

Wir gingen weiter. Es wurde allmählich dunkel. Vor einem Lichtspielhaus standen die Schwarzen in dichtgedrängten Reihen. Große Plakate mit Darstellungen in den schreiendsten Farben waren ausgehängt, um die Menschen anzulocken. Ich schaute sie flüchtig etwas an. Selbstverständlich kamen in der Handlung die nötige Anzahl von Liebeserklärungen, Mord und Totschlag vor und schließlich erhielt dann das Ganze trotz allem das gewöhnliche „Happy End“ (Glückliche Ende)! Der Anblick der vielen Schwarzen vor dieser „Stätte der Kunst“ stimmte mich etwas traurig. Konnte man ihnen nicht etwas Besseres bieten?! — Wehmütig überschaute ich ein letztes Mal die Masse der schwarzen Menschen, die sich alle den „einzigartigen Genuss“ des laufenden Filmes verschaffen wollten. Nachdenklich setzte ich meinen Weg mit den Gefährten fort. Ich dachte: Was könnte in den großen Städten der südafrikanischen Union, in Durban, in Pietermaritzburg, in Pretoria, in Johannesburg, in Kimberley, in East London, in Port Elizabeth, den Afrikanern gerade durch gute Film-aufführungen geboten, wie könnte die Erziehung und Bildung der Schwarzen auch durch dieses Mittel mächtig gefördert werden! Das wäre ein Segen für Land und Leute. Und ... Meine Mitbrüder stellten eine Frage an mich. Ich hatte ein wenig geträumt, mit offnen Augen ... Meinen ersten Traum in Südafrika am Kap der guten Hoffnung. — Noch manchen Afrikanern begegnete ich an jenem Abend und an den zwei folgenden Tagen in Kapstadt. Doch kein Bild blieb so lebhaft in meiner Erinnerung, wie jenes vor dem Lichtspielhaus mit den großen Reklame-Plakaten und den sich davor drängenden, sensationshungrigen Schwarzen, die leider gerade durch solch seichte Filme vieles lernen, was sie besser von den Europäern nie gelernt hätten. — Als Missionar konnte ich später die traurige Erfahrung machen, daß viele Eingeborenen, die vorübergehend in den Städten arbeiten, gerade durch das Gift der schlechten Filme als verdorbene Menschen zu ihren noch nicht so „aufgeklärten“, noch urwüchsigen und mehr nach den Naturgesetzen lebenden Stammesbrüdern im heimatlichen Kraal in der „Wildnis“ des Binnenlandes zurückkehren. In der kurzen Zeit, die ich als Missionar in Südafrika zubrachte, erlebte ich verhältnismäßig sehr viele Fälle, wo Männer und Burschen, an Leib und Seele stark und breschhaft, wieder von den Arbeitsplätzen aus den Städten nach Hause zurückkehrten und dort elend dahinsiechten; denn für die Krankheiten, die sich die Schwarzen in den Städten zuziehen, kennen die Eingeborenen-Doktoren keine Heilmittel. Das ist nach dem Urteil der Schwarzen einfachhin die Stadt- oder Europäer-Krankheit, die sie eben ertragen müssen, bis sie der Tod davon erlöst.

Hiermit schließe ich die kurzen Aufzeichnungen über meine flüchtigen Begegnungen mit Afrikanern. Was ich später in sechs Jahren in Südafrika unter den Schwarzen selbst erlebte, werde ich den Vergißmeinnichtlesern ein andermal erzählen. — —

Auf Besuch bei unseren Missionaren

I.

Der erste Besuch gilt unserm Luzerner Landsmann P. Josef Grüter aus Ruswil. Seine Studien hat er ehemals in Disentis und Sarnen gemacht und in Süd-Afrika abgeschlossen. Über elf Jahre schon weilt er im fernen Süden. Sieben Jahre ist er bereits Seelsorger der Missionsstation Umlzinto, einem kleinen Europäer Städtchen. Seine Pfarrkinder sind eine buntfarbige vielstammige Gemeinschaft von Engländern, Franzosen, Deutschen, Farbigen, Kulis, Gands Stammesbrüder, und Neger vieler Stämme, die durch das Arbeitsquartier der großen Zuckerrohrfabrik herbeizogen werden. Dieser so bunten Pfarrgemeinde schließen sich im weiten Umkreis des zur Umlzinto-Mission gehörigen Gebietes weitere zirka 15 000 Seelen an, die verschiedenen Bekenntnissen und Sekten, meistens aber dem Heidentum angehören. Als Priester steht er der großen Arbeitslast allein gegenüber. Ein schweres Stück Arbeit für schwache Kräfte.

Es obliegt ihm nicht nur die Seelsorgsarbeit im engeren Sinne. Der Missionar muß vielfach auch für das materielle und soziale Wohl des Einzelnen und der Gesamtgemeinde sorgen. Neben der übergroßen Last der Seelsorgsarbeit und den Bemühungen um die Lösung schwerer sozialer Probleme in den Gemeinden müßte er auch in den letzten Jahren viel baulich tätig sein. Unter seiner Leitung als Architekt und Baumeister erstand an Stelle des vor drei Jahren abgebrannten Schwesternkonvents ein neues Schwesternkloster mit Konventschule für Eingeborene und Indier. Der Bau würde selbst für einen Fachmann in Europa an Gefälligkeit, Einfachheit, praktischer Anlage und Raumauswertung eine Empfehlung sein. Man fragt sich manchmal: woher nimmt der Missionar Kraft und Zeit für das, was wirklich geleistet wird. Man kann nur staunen und Gottes Gnadenkraft, durch die seine Werkzeuge tätig erhalten werden, bewundern.

Sein letzter Brief soll uns noch etwas Näheres über seine Mission berichten. Er wird mir sicher nicht wegen Indiskretion zürnen, wenn ich seinen ganz privat gedachten Brief hier wiedergebe. Er mutet mich an wie ein ganz warmer Hauch aus vollem Missionsleben heraus.

„Über sieben Jahre weile ich schon auf meinem Posten Umlzinto. Als mir der Obere die Order zustellte, in dieses Babylon von Sprachen zu gehen, hätte ich ihn nur allzugern überzeugen wollen, daß es offenbar nicht der Wille Gottes sei, mich dorthin zu senden! Aber da hieß es, gehen Sie in Gottes Namen und probieren Sie es! Ich ging, probierte und es ging, wenn ich auch in den Fremdsprachen nur ein Stümper geblieben bin.

Schon in Disentis droben habe ich meine guten alten Professoren in Latein, Griechisch, Französisch und Italienisch auf manche Geduldsprobe gestellt, ich war ja auch volle sechs Jahre älter als mein jüngster Klassenkollege. Das gleiche gilt auch von meinen lb. Sarner Professoren. Wie manchen roten Strich mußten sie unter meine Kompositionen machen und dann geduldig ermahnen und erklären, wie man solche „Kapitalböcke“ vermeiden könnte. Und wenn nun meine damaligen Französisch-Professoren hören würden, daß ich hier auch französisch Beichthören

muß und predigen neben Englisch, Zulukaffrisch usw., dann werden sie sicher meine Beichtkinder bedauern. Hätte ich mehr Zeit und weniger andere Arbeit, so hätte ich auch noch eine von den drei indischen Sprachen gelernt, die von den indischen Bewohnern Uenzintos gesprochen werden. Über zum Glück lernen die jüngeren Generationen alle Englisch und mit den Alten muß man sich mit 'Küchenkaffrisch' durchschlagen.

Unter den indischen Pfarrkindern habe ich einen interessanten alten Mann. Im Jahre 1888 ist er als Katholik von Indien nach Afrika gekommen, um in den Zuckerplantagen zu arbeiten. Als er ins heiratsfähige Alter kam und unter seinen Landsleuten keine Glaubensgenossen finden



Indierschule St. Anne's, Uenzinto:
Indierknaben, Kulis, Gondis Stammesbrüder
Photo: Mariannhiller Mission

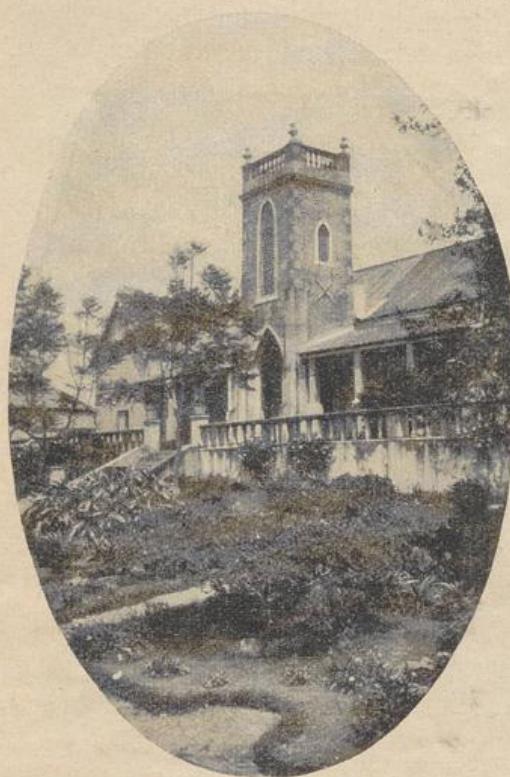
könnte, da unterrichtete er seine zukünftige Braut und Lebensgefährtin im hl. Glauben und als sie genug wußte, da tauftete er sie und heiratete sie, natürlich ohne Priester, weil er keinen in der ganzen Umgebung finden konnte! Als später seine Familie zu einer großen Schar Kinder heranwuchs, da tauftete er sie selber, wie sie eben kamen, Buben und Mädel. Als diese wieder ins heiratsfähige Alter kamen, da suchte er auch für sie einen entsprechenden Gespanen, unterrichtete ihn, tauftete ihn und verheiratete das Pärchen. So ging es weiter, bis ich einmal der ganzen Geschichte auf die Spur kam und die Sache durch einen Dolmetsch nachforschen konnte. Natürlich mußte ich Sicherheitshalber manche Taufe und Heirat nach dem Kirchengesetz ordnen. Der alte Mann, der wie ein Patriarch unter seinen Kindern und Kindeskindern lebt, hält mit ihnen, wenn sie nicht zur fernen Kirche gehen können, daheim in einem elenden Blechhause Gottesdienst. In seinem Besitz ist ein altes vergilbtes Gebetbuch in Tamil, wo er die Gebete und Ceremonien der Sakramente erklärt findet. Heiligenbildchen, schöne und unschöne, saubere und vom Rauch der Küche verschwärzte zieren seinen Hausaltar. In seiner Nachbarschaft

gibt es lauter Heiden und zwar verstockt, wie nur Indier sein können.

Gegenwärtig sind wir am Bau einer Indierschule für 160 Kinder. Die alten Buden sind alle zu klein für den starken Zuwachs. Die heidnischen Indier kommen doch mehr und mehr zur Überzeugung, daß ihre Kinder in der Konventschule am besten aufgehoben sind und die beste Erziehung erhalten. Die Leiter der beiden anderen indischen Schulen Umgzinto's: die Mohammedaner und Anglikaner sehen das natürlich nicht gern. Gestern nachmittag hat mir der mohammedanische Geistliche einen Besuch

gemacht. Er wollte unsere Kirche, Konvent und Schule sehen. Leider verstand er kein Englisch; einer der zwei Begleiter mußte darum meine Worte stets übersetzen. Er war außerst freundlich zu mir, da war nichts von dem mohammedanischen Christenhaß zu finden noch zu sehen.

Meine schwarze Zulugemeinde ist zu einer stattlichen Zahl angewachsen. Ihre Zahl wäre noch größer, wenn ich nicht das Unglück hätte, im Süden und Norden große andersgläubige Missionsreserven als Nachbarn zu haben. Da darf ich, lautet das Gesetz, keine Kapelle, keine Schule oder irgend eine Niederlassung errichten, darf keine öffentlichen Versammlungen oder Gottesdienste halten und auch keinen öffentlichen Unterricht erteilen.



Kirche von Umgzinto
Photo: Mariannhiller Mission

die Schikanierungen Andersgläubiger ertragen. Es ist mir aber gestattet privatim die Sterbesakamente in den Reserven zu spenden und die Toten zu beerdigen. Wie ich mich lebhaft einmal verlaufen hatte in den Tälern und Schluchten, mußte mich der evangelische Prediger wieder auf den 'rechten' Weg führen.

Ein einziger Krankenruf aber in diesen Reserven nützt mehr als Stunden von Belehrung und Unterricht. Wie oft mußte ich die Worte hören: „Hau, der weiße Umgundisi (Missionar) geht zu einem Schwarzen! Das tut unser weißer Umgundisi nicht, nicht einmal der schwarze Prediger getraut sich in die Kraale seiner schwarzen Brüder.“ — Die guten Leute dauern mich oft, im Leben müssen sie ihre kirchlichen Obern mit hohen Zins unterstützen, kommen dann Tage der Krankheit oder schleicht der Tod um ihre Hütten herum, dann bleiben sie allein und verlassen. Da kommt manchem der Gedanke: Holen wir den weißen Umgundisi wama Roma (kath. Priester), der kommt schon, wenn er gerufen ist und kann. Und

so findet manche Seele in letzter Stunde noch den Segen und die Gnadenhäze unserer Kirche.

Gottlob kann ich mit dem Auto fast überall hin. Oft muß ich freilich das Auto irgendwo stehen lassen und dann zu Fuß auf den Hügeln und in den Schluchten herumtrappeln oder herumstreichen. Das Auto ist mir von großem Wert, es spart Zeit und Kraft. Ohne dieses Verkehrsmittel hätte ich nicht die Hälfte der Arbeit leisten können, und bei meiner durch frühere Krankheiten so geschwächten Gesundheit hätte ich es nicht lange unter den Lebenden ausgehalten. Anfangs hatte ich es mit einem Pferd versucht. Aber das heiße Klima und die langen Ritte, die ich oft nüchtern machte, reduzierten das wenige Fett, das ich noch besaß, auf ein gefährliches Minimum, daß selbst Andersgläubige sich meiner und meines Lasttieres erbarmten und zu einem Auto beisteuerten.

Für meine weißen Katholiken wird vom letzten Sonntag dieses Monats bis Palmsonntag eine Mission abgehalten. In der ersten Woche Vorträge über wichtige Fragen unserer hl. Kirche, in der zweiten dann eigentliche Mission. Ich habe unter den Weißen einige recht gute und eifrige Katholiken, die zu jedem Opfer bereit sind. Andere, denen die weite Entfernung und der Mangel eines Auto es nicht gestattet regelmäßig zum Gottesdienst zu kommen, fallen nur zu leicht dem Indifferenzismus zum Opfer. Wir hoffen und beten, daß auch in diesen Seelen das hl. Feuer des Glaubens und der Liebe wieder entfacht werde.

Doch nun zum Schluß meiner langen Epistel. Empfehle mich und meine vielfarbigen Schäflein Ihrem und meiner Freunde Gebet."

Damit wollen wir auch heute unsern Afrikabesuch bei den Schweiizer Mariannhillern abbrechen bis zum nächsten Mal.

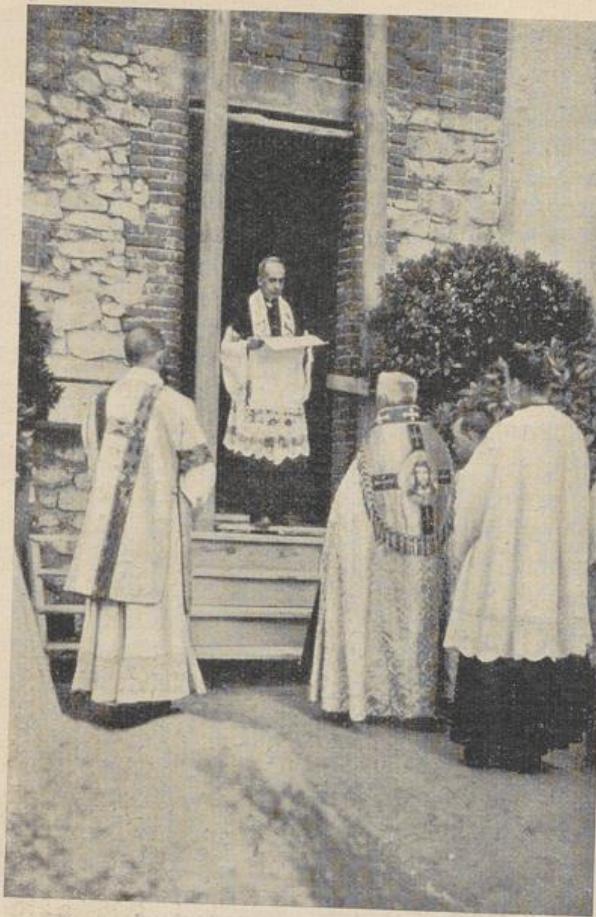
Die Mariannhiller Missionare in ihrem Wirken seit Beginn ihrer Südafrika-Mission

Die Missionsmethode, welche die Mariannhiller-Missionäre bei ihrem ersten Auftreten in Südafrika anwandten, war eine indirekte. P. Franz und seine Mitarbeiter erkannten ganz richtig, daß die gewöhnliche Lebensweise der Zulustämme mit ihrer Trägheit, ihren barbarischen Sitten und ihrem Aberglauben unmöglich die Basis bilden könne für den Aufbau einer christlichen Gemeinschaft, wenn dieselbe wirkliche und dauernde Erfolge haben sollte.

Es ist ein unvergängliches Verdienst der ehemaligen Trappisten-Missionare*) in Natal, daß sie sofort und mutig an die Grundlegung einer neuen Basis gingen. Ihr Hauptziel dabei war 1. den Eingeborenen Interesse und Freude an der Arbeit, und 2. Vertrauen zu ihren — leider oft recht rücksichtslosen — weißen Mitbürgern beizubringen, indem sie ihnen durch Beispiel zeigten, daß die Arbeit nicht schändet und daß es auch andere Weise gibt, die ihnen aufrichtig beistehen wollen, aus dem sozialen und kulturellen Tiefstand emporzukommen.

Der Anfang mußte hier, wie fast in allen Missionen, mit der Jugend gemacht werden; diese mußte durch Aufnahme in die Klosterschule dem

*) Jetzt „Mariannhiller“ genannt, nach ihrer Selbstständigmachung (1909).



Missionsseminar St. Josef, Altdorf:
Grundsteinlegung am 8. September 1935.
P. Rektor verliest die Urkunde
Photo: Mariannhiller Mission, Altdorf

giftigen Einflüsse der heidnischen Umgebung entzogen und hier in christlicher Zucht und Sitte herangebildet werden. Durch die Kinder sollten dann allmählich auch die Erwachsenen für eine höhere Kultur gewonnen werden. Die Knabenschule zerfiel anfangs in drei Abteilungen: die Ochsenbuben, die Lehrjungen und die Schulbuben. Die Ochsenbuben, die im Kloster Kleidung, Wohnung und Kost erhielten und in die wichtigsten Pflichten eines Christen eingeführt wurden. Die Lehrjungen nahmen nur gelegentlich Anteil, wurden aber in allen Handwerken gründlich unterrichtet. Die Schulknaben hatten regelrechten Schulunterricht, nutzten aber auch einige Stunden in den Werkstätten zu bringen, um sich auch in der Handarbeit auszubilden und so Praxis und Theorie verbinden. Die Schüler bekamen nicht nur unentgegnetlichen Unterricht, sondern auch Kost, Wohnung, Werkzeuge,

die ärmeren auch Kleidung. In der Behandlung der Kinder wurde kein Unterschied der Farbe, der Religion gemacht; alle erhielten alles gleichmäßig, gleichviel ob einer Heide, Mohammedaner, Protestant oder Katholik, ob er weiß oder farbig, Engländer oder Holländer, Indier oder Kaffer war. P. Franz sah streng darauf, daß Kaffernknaben von weißen Kindern nicht verspottet oder misshandelt wurden, wie es so oft vorkam. Er wies den eingeborenen Kindern bei Festlichkeiten, namentlich bei Prozessionen, bevorzugte Stellen an und gewann dadurch nicht nur die Herzen der Kinder, sondern auch das Vertrauen der Erwachsenen, die sich über die Gleichberechtigung ihrer Kinder mit den weißen sehr geehrt fühlten und daher den Ratschlägen und Wünschen der Missionäre immer bereitwilliger nachkamen. Auch die öffentlichen Schulfeste und Schulprüfungen mit ihrer öffentlichen Belobung der besten Arbeiten trugen viel dazu bei, den Eifer der Kinder und der Erwachsenen erfreulich zu heben und die Aufmerksamkeit der Weißen wie der Farbigen auf die Schulen der Mission und ihre neue Missionsmethode zu lenken. Diese neue Unterrichts- und Missionsmethode der Mariannhiller fand nicht nur die Billigung der Eingeborenen, die ihnen ihre Kinder in Scharen zuführten und immer lauter um Schulen riefen, sondern fand auch

sonst allseitige Anerkennung der weißen Bevölkerung. Andersgläubige, die dagegen Stellung nehmen wollten, wurden von ihren eigenen Leuten eines Besseren belehrt. Zur Begründung dieser Behauptung nur zwei Stellen, die der südafrikanischen Zeitung entnommen sind. Im Februar 1885 schrieb das Blatt: „Die Mission der Trappisten ist die erste dieser Art in Südafrika. Die Erfolge, die sie in drei Jahren erreicht, übertreffen alles, was je vorher geleistet wurde.“

Als der Superintendent Thylor einer amerikanischen Missionsgesellschaft die Methode der Trappisten bemängelte, brachte dieselbe Zeitung (1886) den Brief eines Andersgläubigen aus Pieter Maritzburg, der folgenden Wortlaut hat: „Mylord Abbot! Die Veranlassung zu diesem Briefe liegt in meinem Grundsache, das Gute anzuerkennen und zu fördern, wo und wie ich es vermag. Ich verehre die Trappisten wegen ihrer bewunderungswürdigen, keine Opfer scheuenden Bemühungen, Zivilisation und Humanität unter den Eingeborenen zu verbreiten. In Ihrer Kontroverse im ‚Mercur‘ (Zeitung) mit dem Rev. Mr. Thylor stehe ich ganz auf Ihrer Seite.“

Bete und arbeite! Nur dies kann und muß die Grundlage bilden für die Bekehrung der Kaffern, und ich sollte denken, auch Rev. Mr. Thylor muß, sofern er die Mission von Mariannhill nur einigermaßen vorurteilsfrei in Augenschein nimmt, durch die vorliegenden Tatsachen sich davon überzeugen. Sie haben in den drei Jahren des Bestandes ihrer Mission durch die Tat bewiesen, daß ihre Anschauungsweise die richtige ist, daß sie Erfolg hat, einen Erfolg, den andersgläubige Missionsgesellschaften in Natal nicht aufweisen können.“

Daß die Begeisterung für die Methode der Mariannhiller kein Strohfeuer gewesen ist, ersehen wir aus dem Berichte des bekannten amerikanischen Humoristen und Reiseschriftstellers Mark Twain. Dieser wollte sich persönlich überzeugen, ob die Schilderungen über die Strenge der Trappistenmönche auf Wahrheit beruhen. So kam er denn nach Mariannhill, besichtigte alles genau und wandte auch der Lebensweise besondere Aufmerksamkeit zu. Das Resultat seiner Beobachtungen



Missionsseminar St. Josef, Altdorf:
Grundsteinlegung am 8. Sept. 1935. H. Kommiss.
Gisler von Altdorf unterschreibt die Urkunde
Photo: Mariannhiller Mission, Altdorf

legte er in seinem Buche: „Meine Reise um die Welt“ nieder. Die uns am meisten interessierenden Stellen lauten: „Es ist wirklich alles da, was man sonst für unmöglich hält, wenn man es in Büchern liest: Die harte Arbeit, das Aufstehen zu ungewöhnlichen Stunden, die farge Nahrung, das grobe Gewand, das harte Lager usw. — Alles wurde durchgeführt, es war kein Traum, keine Lüge.“ Wertvoller ist die Bemerkung über den Einfluß der Trappistenmission: „Von dem Wirken der nichtkatholischen Mission unter den Heiden hat man in den kaufmännischen Kreisen der weißen Kolonisten meist keine hohe Meinung; ihre Zöglinge tragen den Spitznamen „Reis-Christen“, womit ungelernte Müßiggänger gemeint sind, die sich nur um äußere Vorteile willen in die Kirche aufnehmen lassen. An der Eüchtigkeit der katholischen Mönche wird aber schwerlich etwas auszusehen sein, und ich glaube, es hat auch noch niemand gewagt, sich abfällig darüber zu äußern.“

(Fortsetzung folgt).

Schnitzel und Späne aus St. Patrick

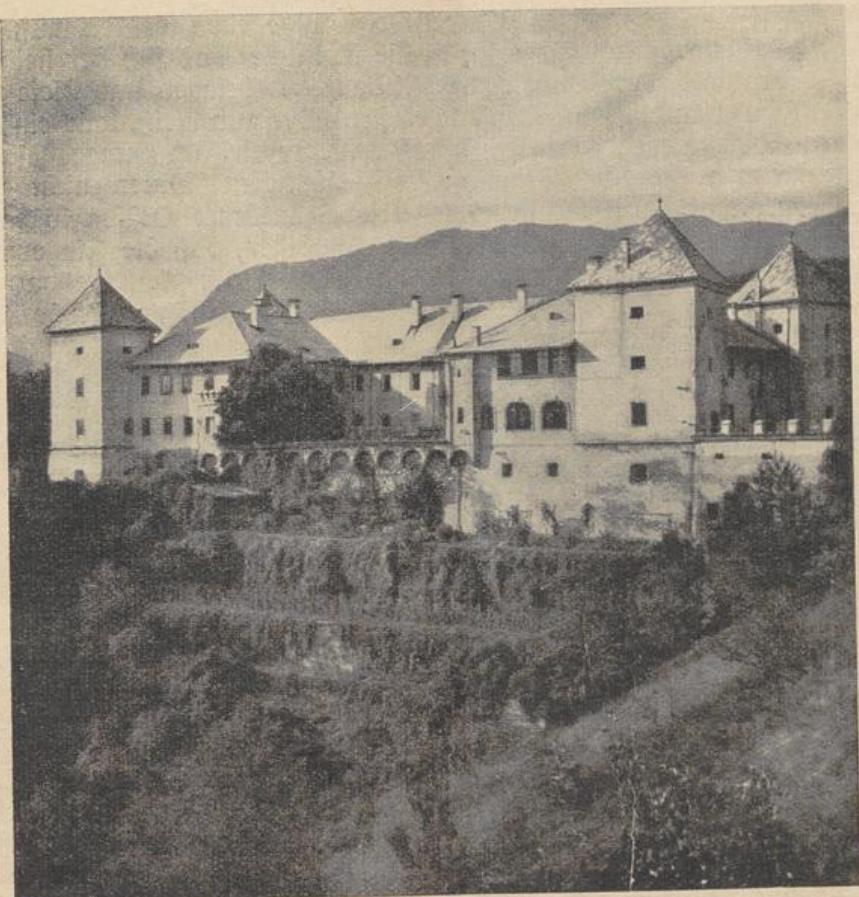
Von P. Joseph Kammerlechner, RMM.

1. Die Theresia

Ostern ist da und alles kommt zur hl. Beicht, auch die Theresia. Aber der Missionar will nichts wissen von ihrem Beichtleiter, sieht sie ja schon seit langem mit einem Mann zusammen, der noch nicht ihr Mann ist. Aber es ist das nicht so leicht, sie davon zu überzeugen, daß sie so auch nicht einmal auf Ostern zur hl. Beicht gehen kann. Aber sie ließe sogar mit sich handeln. Natürlich nicht, daß sie jetzt ihr unerlaubtes Verhältnis aufgeben will, um so die allernotwendigste Bedingung für die hl. Beicht herzustellen, o nein, das nicht, aber sie würde auf die hl. Osterkommunion verzichten und nur mit der hl. Beichte sich zufrieden geben, aber der Missionar ist nun einmal so ein Knicker und läßt da einfach nicht mit sich handeln. Ja, das ist das Eigentümliche bei unseren Eingeborenen, daß sie immer zum Beichten kommen wollen, auch wenn sie in einem sündhaften Verhältnis leben und das durchaus nicht aufgeben wollen. Sie wollen ja nur beichten, nicht kommunizieren. Ja, das beileibe nicht und da ist meine Theresia gar nicht die einzige, die das will, immer wieder kommt das vor, ja ich habe zufällig eine Frau gehört, die folgende Behauptung aufstellte: Ich weiß ganz gut, daß es ein Gebot der Kirche ist, daß man auf Ostern beichten und kommunizieren muß, aber jetzt lassen es die Missionare nicht mehr zu, daß wir unsere Kirchengebote erfüllen; sie lassen uns nicht mehr zur Osterbeicht und Osterkommunion. Die Sprecherin hatte natürlich auch so eine dicke indaba (etwas auf dem Kerbholz), daß sie nicht zu den hl. Sakramenten zugelassen werden konnte. So ist es recht, also hat auch noch der Missionar die Schuld!

2. Der Alois

Der Alois ist ein guter Bub. Er lernte fleißig in Empandeni sowohl in der Schule als auch für seine hl. Taufe. Da kamen die Ferien, die auch bei dem schwarzen Schüler dieselbe Freude auslösen als bei den weißen. So ging auch unser Alois heim und zwar war das für ihn ein weiter Weg von Empandeni nach einer unserer Außen Schulen in der Gwaai Reserve. Da



Missionshaus der Schwestern v. kostb. Blut (Mariannhiller Missions-
schwestern) Wernberg, Kärnten.
Photo: M. Ubing, Villach

muß er sich auf dem Heimweg irgendwie verletzt haben, da er uns sofort als schwer erkrankt gemeldet wurde. Es kamen mehrere Meldungen zu uns nach Bulawayo und zwar wurde diesen Meldungen entsprechend sein Zustand immer kritischer, so daß er um die hl. Taufe bat. Er weigerte sich aber, die Nottaufe vom Lehrer zu empfangen, sondern er wollte unbedingt vom Priester getauft werden. So entschloß man sich, wieder einmal nach diesen weitentfernten Schulen zu gehen, um dann auch den Wunsch des kranken Knaben — vom Priester getauft zu werden — erfüllen zu können. Als sich nun der Kaplan fertig machen wollte, um seine Reise per Motorrad anzutreten, kam ein leichter Lastwagen in unseren Hof gesauscht und was brachte er? Wahrhaftig eine Überraschung: Der Vater des kranken Knaben brachte uns denselben zur Taufe in die Stadt. Da er ihn nun einmal in der Stadt hatte, wollten wir den Vater bestimmen, den Kranken zum Arzt zu bringen, aber er hatte nur die Antwort: Er wolle nur die hl. Taufe für seinen kranken Buben und nicht den Arzt, er fahre nach der Taufe gleich wieder heim. Da der Bub aber sehr elend war, wenn auch noch keine unmittelbare Todesgefahr bestand, so wollten wir ihn noch etwas besser vorbereiten und deshalb einige Tage hier behalten. Der Bub ist dann getauft worden und zu guter Letzt ließ sich der Vater noch bestimmen, ihn doch zum Arzte zu bringen und der stellte eine Wirbelsäulever-

krümmung fest, so daß der arme Kerl wohl aufgegeben werden muß. Was aber das Erbauende am Falle ist, ist die Tatsache, daß sich der heidnische Vater so bemühte, den Buben zur hl. Taufe zu bringen und diese Fahrt zur Taufe hat ihm ein paar Ochsen gekostet. Wer nun weiß, was ein Ochse für einen Eingeborenen bedeutet, so daß er lieber vielfach Hunger leidet bis er einen Ochsen hergibt, kann diesen heidnischen Vater nicht genug bewundern, der sich die Taufe seines Kindes mehrere Ochsen kosten ließ. Da, man hört umgekehrt von den Andersgläubigen, daß die Eingeborenen ihre Kinder nicht mehr taufen lassen, weil sie bei der Taufe etwas Geld zum Unterhalt der Mission geben müssen. Wie hoch schätzte also der Vater unseres Alois die hl. Taufe.

3. Die Margaret

Margaret ging hier bei uns in St. Patrick in die Schule und hat als Schulkind hier die erste hl. Kommunion und die hl. Firmung empfangen. Sie zählte in der Schule gerade nicht zu den Kirchenlichtern, aber die Schwestern hatten sie gern, weil sie sonst ein ganz gutes Mädchen war. Da schlug eines Tages die Bombe ein: die Margaret geht in die welschische (nicht katholische) Schule. Als man nachher nachforschte, ergab sich folgender Tatbestand: Der Stiefvater hatte die Margaret gezwungen, in diese Schule zu gehen und auch die Mutter schien damit einverstanden. Margaret weigerte sich, aber es half ihr nichts. Trotzdem aber kam sie anfangs in unsere Kirche am Sonntag. Als ich die Mutter rufen ließ, um diese Sache mit ihr zu besprechen, kam nur der Stiefvater und schimpfte auf unsere Schule, daß man nichts lerne und die Kinder so schlecht beaufsichtigt werden und so weiter, jedenfalls sah ich gleich, daß nichts zu machen. Die Margaret aber hielt sich tapfer. So bald sie nach Gwelo mit ihren Eltern zu einem kurzen Besuch kam, ging sie wieder in die dortige katholische Schule. Ich habe den Fall „Margaret“ auch einem Schwesternkloster in der Heimat zu ganz besonderm Einschluß in ihre Gebete und Opfer empfohlen, denn wenn sie auch tapfer war, unsere Margaret, schließlich mußte sie doch, wenn nicht außerordentliche Gnadenhilfe einsetzte, dem ständigen Zwang erliegen. Schließlich verschwand sie ganz aus der Stadt und ich konnte nichts Bestimmtes mehr über sie erfahren. Ich dachte mir also:edenfalls wieder erledigt mit dem traurigen Vermerk: verloren. Und nun kommt das Sonderbare: Ich saß gerade an einem Sonntag Nachmittag im Beichtstuhl, da kommt plötzlich mein verlorengeglaubtes Schäflein, die Margaret, zur Kirche herein mit einigen anderen unserer Schulmädchen und als ich sie dann hernach traf, eröffnete sie mit freudestrahlend, daß sie jetzt nach Empandeni gehe. Sie hatte bisher schon regelmäßig die katholische Kirche und Schule besucht in Nothern Rhodesia. Aber, so sagte die Mutter mir, sie hatte der Großmutter dort keine Ruhe gelassen bis sie wieder nach Bulawayo kommen durfte, um dann nach Empandeni zu gehen und dort in Sicherheit unter dem Schutze der Missionsschwestern ihren hl. Glauben treu bewahren zu können. Ob wir da nicht die Gebethilfe des oben erwähnten Schwesternklosters fühlten und sagen müssen: Die haben es geschafft?

4. Schwester Irmengard und Schwester Antonia

Schwester Irmengard ist heute bereits in der Ewigkeit, ihr Grab ist irgendwo in Niederbahern auf ihrem Heimatfriedhof. Schwester Antonia

ist eine von den ersten Eingeborenenschwestern im Mashonaland, im Bistum Salisbury. Wie kommen nun diese beiden zusammen, was haben nun diese beiden zusammen, was haben sie miteinander zu tun? Als wir noch im Mashonaland waren, war Schwester Antonia ein armes Eingeborenemädchen, das sich so gerne ganz dem Heiland hingeben wollte im Ordensstande, aber da stand ein großes „Aber“ dagegen, nämlich ihr heidnischer Vater wollte nicht ganz auf die Ochsen verzichten, die er sich bei einer Heirat der Euphrasia — so hieß Antonia als Mädchen — erwarten konnte, so musste man ihn auf andere Weise zufriedenstellen, damit er seine Einwilligung gebe. Aber woher sollte Euphrasia, ein armes, schwarz



Kapelle des Missionshauses St. Bonifaz, Schurgast (Oberschl.).

Photo: Kurt Gröger, Brieg

Mädchen, das Geld nehmen? Doch da griffen die Eltern der Schwester Irmengardis ein, die damals beim Studium war, um sich als Lehrerin auszubilden, bevor sie in die Kongregation der Missionsschwestern vom kostbaren Blut eintrat, um dann einmal eine tüchtige Missionsschwester werden zu können. So war sie imstande den englischen Briefwechsel mit Euphrasia zu führen. So haben sich die beiden kennen gelernt und haben sogar gehofft, sich einmal in Afrika persönlich zu treffen, wenn Irmengard einmal in die Mission geschickt würde. Gott hat es nun anders gewollt, denn er hat sich Irmengard schon als Novizin in den Himmel geholt, sie hatte dabei noch das Glück, auf dem Sterbebette die heiligen Gelübde ablegen zu dürfen und so als wirkliche Missionsschwester zu sterben. Von dem allem wußte natürlich Euphrasia nichts, sie ist inzwischen selbst Schwester geworden und zwar war sie unter den ersten Eingeborenenschwestern, die in Rhodesia die hl. Gelübde ablegen durften. Zufällig kam ich nun auf unsere alten Stationen und habe da die Schwester Antonia getroffen und konnte ihr da die Trauernachricht übermitteln, daß ihre Freundin im fernen Deutschland nicht mehr unter den Lebenden weile. Tief ergriffen durch

diese Trauernachricht hat nun Schwester Antonia an die Eltern der verstorbenen Freundin ungefähr folgenden Brief geschrieben.

Liebe Freunde! Schon längst wollte ich Euch schreiben, aber da Pater N. nicht mehr bei uns ist, so habe ich die Adresse nicht mehr gewußt und dann bin auch ich selber zwei Jahre im Noviziat in Makumbi gewesen und habe nicht schreiben können. Da habe ich nun H. H. Pater N. wieder getroffen und er hat mir erzählt, daß meine liebe Freundin gestorben sei. Das tut mir nun sehr leid, so konnte sie mich nicht mehr sehen als Schwester, aber ich hoffe, wir werden uns dann im Himmel einmal sehen. Etwas freut mich sehr, daß meine liebe Freundin die Gnade erhalten hat, selbst noch Schwester zu werden, das ist der Lohn dafür, daß sie mir dazu verholfen hat, Schwester zu werden; jetzt hat sie auch selber als Schwester sterben dürfen. Ich werde viel für sie beten. Und jetzt bitte ich Euch noch um ein Bild von meiner lieben Freundin und betet auch für mich, daß der liebe Gott auch mir die Gnade gibt, einmal als Schwester sterben zu dürfen. Eure ergebene Schwester Antonia, Kind Mariens.

Das ist also ein Brief einer schwarzen Schwester an ihre Freunde in der deutschen Heimat. Ist das nicht eine ideale Freundschaft, an der der Himmel seine Freude haben wird?

Salve Regina!

Seit 1936 Jahren kennt die Erde das Ave Maria. Ein Erzengel brachte es in heiliger Stille vom Himmel, aus dem Munde und Herzen des Drei-Einen. — Tausend Jahre lang blieb es der stille Gruß der Christenheit. Im zweiten Jahrtausend aber ward es durch den heiligen Rosenkranz und Sankt Dominikus der immerwährende Gruß der Kirche, das laute Gebet ihrer Kinder.

Unter Papst Pius V. beginnt der Siegeszug des Ave um den Erdkreis. Dem vereinten Avegebet im heiligen Rosenkranz wird der große Triumph der Christenheit über die Türkennacht am geschichtlich berühmten 7. Oktober 1571 zugeschrieben. Die fortan ständig zunehmende Missions-tätigkeit der Kirche trug Ave und Rosenkranz in alle dem Evangelium erschlossenen Länder. Nach den Ereignissen in Lourdes ward der Engelsgruß mehr und mehr zum Jubelgesang der gläubigen Menschheit. Die Mafellose zeigte der Welt in 18 Erscheinungen den Rosenkranz. Nicht lange darauf wiederholt die Rosenkranzönigin ihre Botschaft zu Pompeji. Mitten im Weltkrieg abermals in Portugal. Zu Fatima aber zeigt sie nicht bloß den Rosenkranz, sondern fordert direkt zum Rosenkranzgebet auf. In unseren Tagen folgt die oft wiederholte dringende Aufruforderung zu Gebet und Buße an den bekannten belgischen Orten. Die Gnadenvolle will die Sünder retten. Die Mutter der Armen ihren bedrängten Kindern zuhilfe eilen. Die Schmerzensreiche die Betrübten trösten!

Wie viele Beweise ihrer Macht und Güte hat sie allein in den jüngsten 75 Jahren gegeben! Wer jemals an der Grotte von Massabielle oder in der Mulde von Lourdes die Lichterprozessionen gesehen, die lauten Gebete und den Ave-Gesang der Hunderttausende gehört hat, wird den Eindruck nie vergessen. Wer die Tatsachen von Beauraing und den übrigen Orten kennt, kann das gesteigerte Hereinragen des Übernatürlichen in unsere

Gegenwart nicht leugnen. Die Hand der Mittlerin alles Guten ist ebenso offensichtlich in Lissier, Limpias und ähnlichen Vorgängen nicht ausgeschlossen. —

Die Welt braucht außerordentliche Zeichen und Einwirkungen von oben. Gott gewährt sie auf Bitten seiner Mutter. Ihrem heiligsten Herzen hat er den Schatz der Erbarmungen anvertraut. Daran erinnert auch das goldene Herz, das die begnadigten Kinder zu Beauring in leuchtender Erscheinung sahen. Noch hält unsere Fürsprecherin den Arm der strafenden Gerechtigkeit zurück, bis das Maß voll ist. Die heutige Welt glaubt auch den Zeichen und Wundern nicht.

Die wahren Marienverehrer aber sind glückliche Verbündete der Mutter und Mittlerin aller Gnaden. Wer ihr und ihrem Sohne treu bleibt, hat nichts zu fürchten. Er mag mit den Schuldigen leiden, aber er kann nicht untergehen. Jeder Rosenkranz und jedes Ave zählt mit im Heilsplane der Erbarmung. Jedes Marienkind trägt seinen Teil dazu bei, daß die Mutter der Güte neue Mittel und Wege zur Rettung oder doch zur Strafmilderung findet. Ohne Zweifel bedeutet jeder Dienst ihrer Getreuen eine Welle in dem Gnadenstrom, der uns beständig durch Maria zufliest. So hat gewiß auch die höchst zeitgemäße Stiftung der „Oranten des immerwährenden Ave Maria“ einen großen Teil am „marianischen Übergewicht“ der immer noch vorherrschenden Barmherzigkeit gegenüber der herausfordernden Gottlosigkeit und herausgeforderten Gerechtigkeit.

Zum ewigen Alvedienste tritt seit 9 Jahrhunderten auch das Salve Regina. Der feierliche Gruß der Kirche an ihre Königin, die immerwährende Anrufung der Mutter der Barmherzigkeit seitens von Millionen der gläubigen Kinder Evas. Eben sind es, wie schon gemeldet, vorle 50 Jahre, daß der Rosenkranzpapst Leo XIII. das Salve Regina nach jeder stillen hl. Messe vorschrieb. Sein Inhalt nimmt mit den Nöten der Prüfungszeit an Bedeutung ständig zu. Wer in den Sinn, der wie von oben inspirierten Antiphon tiefer eindringen möchte, lese nur die „Herrlichkeiten Mariens“ vom hl. Alphonsus, eine meisterhafte Auslegung des Salve Regina.

Mit der weltweiten Ausbreitung der Kirche durch die Missionen wird die Antiphon den Neubefahrten aller Länder und Rassen vermittelt. Sie wurde bislang in mehr als 500 Sprachen übersetzt. In allen fünf Weltteilen steigt mit dem Ave auch das Salve zur Mutter und Königin empor. Bis zu den fernsten Inseln des indischen Ozeans drang der marianische Doppelgesang. Erfüllt ist das prophetische Wort: „Alle Geschlechter und Zungen preisen sie selig!“ Jede Missionsgenossenschaft intoniert das Ave und Salve in ihrem Wirkungskreis. Im Mariannhiller Missionsgebiet geschieht es ebenfalls in 15 Sprachen. Seit jenem ersten Salve Regina der Trappistenmönche am letzten Samstag des Jahres 1882 neben dem Pionierzelte unter freiem Himmel an dem Platze, wo heute Mariannhill steht, ist das Salve in Natal keinen Tag mehr versummt. Möge es von der ganzen Erde immer lauter und feierlicher zum Himmel steigen, so wird er sich in Huld und Erbarmung zum Träental herabneigen!

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser

(Fortsetzung)

Zwei Monate dauerte das Glück. Dann kam das Schreckliche. Die Dame kam eines Abends nach Hause und ließ mich sofort in ihr Zimmer rufen. Ich erschrak vor ihrem strengen Gesicht — und ahnte alles. Sie muß mir das böse Gewissen angesehen haben. Sie sagte hart, ohne mich anzusehen: „Ich brauche wohl nicht zu sagen, weshalb ich Ihnen mit augenblicklicher Entlassung kündige. Gut, daß wenigstens ihr Gesicht jetzt nicht lügt! Sie haben sich, ohne mich über Ihre Geburt und Ihr Vorleben aufzuklären, in mein ehrenhaftes Haus eingeschlichen. Es ist geschehen. Sie können sich denken, daß ich schon meiner Kinder wegen nur ein unbescholtener Mädchen in meinem Hause dulden kann. Ich werde mit den Kindern zu meinen Eltern gehen, bis Ersatz gefunden ist. In zwei Stunden werden Sie wohl mit dem Packen fertig sein.“

Sie legte mir den Lohn, auch für einen weiteren Monat, hin. Ich ließ ihn liegen. Kein Wort habe ich gesprochen. Ich habe nur gehaßt. Ich fühlte tausend böse Geister hier drinnen wieder lebendig werden. Ich hatte gut sein wollen, Gott hatte meinen Schwur gehört. Aber nun, nun wollte ich schlecht sein. Und ich wurde noch schlechter —“

Ruth hatte den Kopf in die Hand gestützt. Es wollte ihr heiß zum Halse steigen. Von wem würde der Richter über den Sternen, der Herz und Mieren erforscht, von wem würde er diese Menschenseele einmal fordern? „Nicht von dir allein, du armes getretenes, gehechtes, verhungerndes Menschenkind.“

„Und dann bist du heimgekommen?“ „Einmal, ein einzignal wollte ich noch meine Alm sehen, einmal noch ein Edelweiß. — O, ich hab's sicher nicht anrühren wollen —! Und einmal noch hab' ich mir die Augen baden wollen in meinem Alpenbrunnlein. Und dann ... da bin ich Ihnen begegnet. Hab' gesehen, daß Sie mit der roten Lone vom Krähenstein sprachen. Sie ist ja auch eine — wie wir, und ein anständiger Mensch schaute sie an. Da hab' ich gesehen, wie Sie ihr die Hand gaben und mit ihr taten wie mit Ihresgleichen. Nachher habe ich die Lone ausgefragt. Was sie mir alles erzählt hat von Ihnen, Fräulein — o, da hab' ich wieder glauben müssen, daß es doch noch gute Menschen gibt, hab' gedacht, einmal ihre Hand anrühren dürfen — und dann sterben. Tag und Nacht hab' ich danach geträumt — und hab' mich doch geschämt. Dann, als die Mutter auch im-

mer sagte, es wäre doch vorbei mit mir, da hab' ich gedacht, es ist Zeit, daß ich ein End' mach'! — Hätten sie mich nur gelassen, jetzt hätt' ich Ruh — und brauchte nicht nochmal ...“

„Still, Ursel, sprich's nicht aus. Du sollst leben und wieder ein zufriedenes Menschenkind werden. Du hast mir ein großes Vertrauen bewiesen, daß du mir alles erzählt hast. Nun lasß mich sorgen. Du siehst doch, daß der liebe Gott dich trotz allem liebt, er hätt' dich sonst nicht hierher geführt. Wenn du willst, so wird dich morgen ein geschlossener Wagen abholen. Du bekommst dann ein freundliches Zimmer bei uns im Krankenhaus und bist in meiner Nähe und“ — sie neigte sich zu ihr — „beim lieben Gott. Wenn du willst, schon heute abend.“

Ursel lag ganz still in den Kissen. Unaufhaltsam rießten noch Tränen über ihr Gesicht, aber es war nichts Verzweifelndes mehr in diesem Weinen. Es war, als wenn über ein Land, auf dem langer, starker Wintertod gelegen hat, milde Lenzwasser dahinsließen und tausend begrabene Keime wecken. Es war Erlösung.

„Morgen, ja morgen,“ flüsterte sie leise.

„So will ich jetzt mit der Mutter reden, nicht wahr?“

Ursel nickte, und Ruth ging hinaus, um ihr Zeit zu geben, ganz ruhig zu werden.

Die alte Frau saß am Herde und wärmte sich mit einem Kamillensäckchen ihre geschwollene Wade. Sie kam Ruth gar nicht mehr grimmig vor wie vorher, nur sehr hilflos, gebrochen. Die Galle, die die Jahre und das Unglück — und vielleicht Schuld und Reue in ihrem Blute angehämmelt hatten, mochte sie draußen verspritzen, wenn sie sich gegen die Pfeile übler Menschen zu wehren hatte, hier im müden Daheimsein war sie nur ein armelig Häuflein Mensch.

Sie schaute nicht auf, als Ruth auf sie zukam.

„Ist's ein Zahngeschwür?“ fragte diese.

Die Alte murmelte etwas von Erfüllung im Wasser. Da begriff Ruth, daß sie wie ihre Tochter sich an jenem Abend in den Seewellen zu viel geholt hatte. Sie lenkte rasch über.

„Ich glaube, es wird mit Ihrer Tochter nun besser. Wenn es Ihnen recht ist, lassen wir sie morgen früh zu uns ins Krankenhaus holen. Es scheint eine Entzündung in der Lunge zu sitzen, die aber bald behoben sein wird. Ihnen wird's mit der Pflege doch zu viel.“

„Mir ist alles einerlei. Besser, sie geht

fort, ehe sie ganz verludert. Der Schand' war's gerad' genug. Kommt mir da die Dirn' auch her. Der alten Rieke werden sie's wieder auf den Buckel laden. Is aber all egal."

"Nicht so bitter, liebe Frau. Vielleicht bekommen Sie es auch einmal besser. Wie wäre es, wenn Sie zu uns ins Altersheim kämen? Es liegt eine Viertelstunde von unserm Hause, und ich würde Sie öfters besuchen."

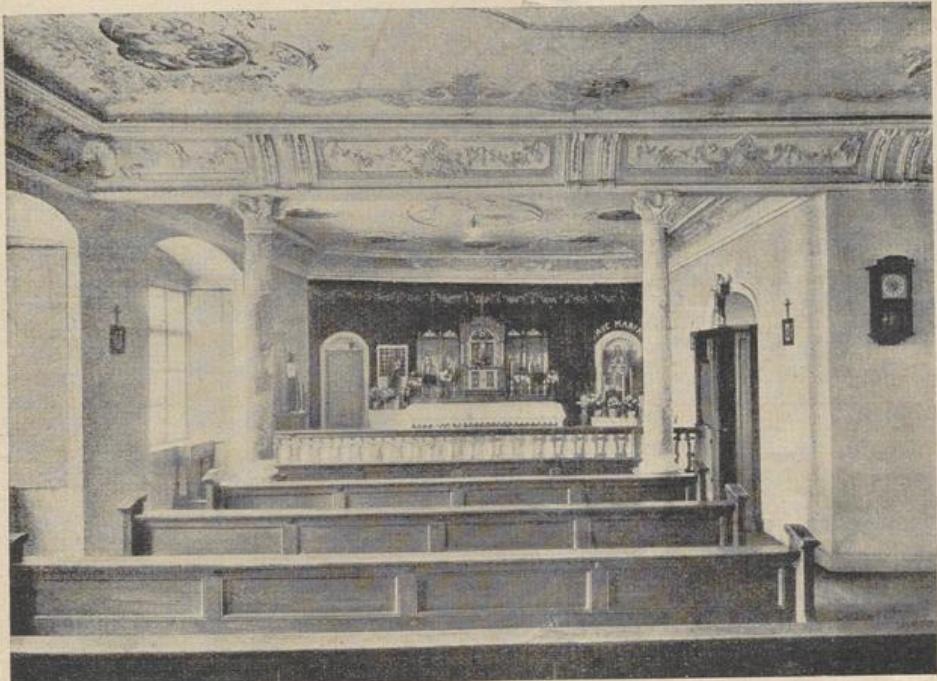
Rieke wehrte heftig. „Ne, ne, die Stehrlieke taugt nicht mehr unter Menschen. Sie mögen mich nit. Und ich mag sie erst recht

nit quernehmen, die hohen Leut' da unten!"

„Keine Sorge, Frau Rieke. Die werden schon fertig ohne mich."

Sie nickte ihr noch einmal freundlich zu und ging wieder zur Ursel. Als sie nach einer Weile herauskam, ließ sie große Stille drinnen. Ursel schließt.

Eilig schritt sie heimwärts. Man mochte sich doch Sorge um sie machen. Als sie unten am See ankam, begann es schon zu dämmern. Die weißblaue Gondel lag wartend am Ufer, eine andere daneben. In dieser saßen zwei Männer: Onkel



Kapelle des Klerikernoviziates in St. Joseph, Reimlingen
Photo: S. Käfer, Wasserburg a. Inn

nit. Wenn ich hier meine Ruh' hab' und das Mädel weg is — ein Plätzchen in der Friedhofsecke und ein paar Bretter für'n Sarg werden sich nachher auch noch finden."

Die rauhe Stimme war bröckelig, unsagbar müde geworden, wie bei Menschen, die keine andere Hoffnung mehr haben als die Grube unterm Steine.

"Sehen darf ich aber doch mal nach Ihnen?"

Ruth verstand die Antwort nicht. Die Alte mochte sich mühen, eine ungewohnte Rührung zu verleugnen.

"Sie werden weg müssen," mahnte sie rauh. „Es ist doch Hochzeit bei Ihnen. Wenn das Mädel nit so unsinnig getan hätt', ich hätt's nit gewagt. Dass sie's nur

Werner und der alte Friedrich. Sie wollten eben aussteigen und ihr entgegengehen. Werners Stirn war bewölkt. Er half ihr schweigend beim Einsteigen. Friedrich fuhr vor. Sie folgten in kurzem Abstand.

"Es ist doch alles in Ordnung?" fragte Ruth, als der Onkel beharrlich schwieg.

"In Ordnung, wenn eine der Hauptpersonen auf unerhörte Weise ausreißt!" grollte er.

"Hauptpersonen? Wer ist ausgerissen, Melitta oder Reinert?" lächelte sie.

"Ach, du Schwesternöterin! Man sollte dir gram sein."

"Es mußte sein, Onkel! Auch ein Arzt geht, wenn's drängt. Ich glaube gar, wenn er selber Hochzeit hätte. Frag unsern guten Sanitätsonkel."

"Und zu diesen Leuten gehst du! Ich

wußte nicht, wann ich je Gutes aus der Feldkreuzhütte gehört hätte. Ein Hegenwinkel ist's."

"Es sind unglückliche Menschen!"

"Hm, unglücklich? Du denfst zu gut von allen, bis mal ein Reinfall kommt. Warum machen sich diese Leute so verhaft? Etwas muß doch Wahres sein an so beharrlichen Gerüchten. Die Alte sieht aus wie eine Wetterunkre und die Junge wie ... Ich will's lieber nicht sagen."

"Die Leute erbarmen mich. Wir alle sind ihre Schuldner. Wir alle, die wir warm und behütet in der Sonne leben und keine rechte Ahnung haben, wie denen im Schatten zumute ist."

"Du wirst doch das Laster nicht in Schutz nehmen wollen?"

"Onkel!"

"Ja, nun, fast muß ich es glauben. Du kennst diese Leute nicht. Zugend, Recht, Sitte sind dort unbekannte Begriffe."

"Onkel, ob die Menschen, die dieser Frau z. B. Unehrlichkeit nachsagen, wohl je den Hunger gelitten haben, den sie gelitten hat, ehe sie ihre Hand nach einer fremden Schnitte Brot oder nach einer Weizengarbe ausstreckte? Ob die, die umhegt und gehütet am häuslich warmen Herde sich ihrer stolzen Unschuld freuen, ob sie die dunklen Gewalten ahnen können, die im Blute unheilvoll Belasteter gären und sie Tiefen zudrängen, die wir schaudernd nur ahnen? Onkel, wir müssen den Leuten am Feldkreuz helfen. Ich werde heute abend noch manches erledigen müssen."

Werner war bezwungen. Es war etwas in ihm, das sich vor dieser Frauenseele bewundernd beugen mußte. Wo alle verdammten, da kannte sie nur Erbarmen. In eigener leuscher Unberührtheit stieg sie hinab in Schmutz und Schlamm, und ihr Auge blieb klar wie das eines Engels, der durchs Reich der Verlorenen wandelt. —

Ruth eilte auf ihr Zimmer und erschien nach einer Viertelstunde wieder im Festsaal, im weißen Kleide, ihre Teerose im Haar, lächelnd, als wäre sie den ganzen Tag froher Hochzeitsgäst gewesen.

Frau Werner und Frau Reinert sahen sie prüfend und Melitta ein wenig vorwürfsvoll an. Reinert forschte einen Augenblick in ihren Blüten, sagte aber nichts. Über Ruth fühlte, er verdachte ihr nichts. Keiner rührte an die Sache. Das empfand Ruth dankbar.

Das junge Paar blieb daheim. Beide hatten eine Hochzeitsreise nicht gewollt. "Was sollen wir in der Fremde?" hatte Melitta gesagt. Reinert hatte es ihr gedankt.

Am andern Tage kamen alle zu einer gemütlichen Nachfeier bei Werners wie-

der zusammen. Ruth fehlte wiederum für Stunden. Als sie dann erschien, sahen ihr alle an, daß sie sehr zufrieden war. Sie hatte ihren Schätzling in warmer Sicherheit. Und als der Tag zu Ende ging, war sie wieder einen Schritt weiter. Reinert und Melitta hatten ihr für später ein Plätzchen in der blauen Villa für ihr Sorgenkind zugesagt, vorerst auf sechs Probewochen. Wenn der Plan mit dem Kinderheim gelang, sollte Ursel zu den Kindern.

An diesem Abend schließt Ruth mit einem unsagbar glücklichen Gefühl ein. "In deinen Armen, o Karitas!" das war ihr letzter Gedanke. —

Ein halbes Jahr später wurde der Grundstein zum neuen Kinderheim gelegt. Als es fertig und in Benutzung genommen war, da wurde Melitta Reinert wieder Kind unter Kindern. Das Glück hatte ihr Herz weit und warm gemacht für die armen Kleinen. Ihr sonniges Wesen verscheuchte alle trüben Geister. Reinerts Gesicht erhellt manchmal ein glückliches Lächeln, wenn er seine kleine Frau als vorstehendes Mütterchen diesen Opfern eines harten Geschickes selbstlos helfen sah. Sie wurde ihm von Tag zu Tag lieber. Sie war die Sonne in seinem Leben und seinem Hause, ob er auch den ernsten Stern, der unerreichbar seine einsamen Pfade zog, nicht vergessen konnte. Melitta wußte es, und darum deutete es ihm kein Unrecht.

—
Vier Jahre sind über Land und See und Menschen dahingegangen.

Es ist ein wonniger Maitag. Die Natur ist wie eine Braut in der Fülle ihres Hochzeitsglückes.

Werner hat die Juristerei längst aufgegeben. Die Welt händel sind ihm verleidet. Sein Herzleiden zwingt ihm äußerste Ruhe auf.

Am Morgen hat er einen schlimmen Unfall überstanden. Nun ruht er, noch sehr matt, auf der Veranda. Frau Werner strickt Strümpfchen fürs Kinderheim, und Ruth erzählt einem kleinen braunen Lockenköpfchen leise von „Schneewittchen“ und „Rottäppchen.“

„Nun noch von den kleinen Heidentäpfchen, die Onkel Herbert so lieb hat! Tante Ruth!“ bettelte Klein-Ruth.

Da kommt Besuch über'n Gartenweg. Jubelnd stürmt die Kleine fort. „Papa, Mama, wenn Onkel Herbert kommt, geh' ich mit zu den kleinen Heidentäpfchen!“ ruft sie atemlos.

Dr. Reinert hebt sein Töchterchen auf den Arm und küßt das kleine Plappermäulchen.

Nach herzlicher Begrüßung saßen die

beiden Familien gemütlich beim Kaffee. Fünf und Amsel lieferten das Freiton-Zert.

Ruth hatte es gleich bemerkt, daß die Augen der Freunde ein Geheimnis hielten. Als Melitta sich heimlich zu ihr neigte und ihr ein paar Worte zuflüsterte, wurde sie blaß, und ihre Hand zitterte, als sie den Kaffee kredenzt.

„Heimlichkeiten?“ lächelte Frau Werner. „Hoffentlich kein Komplott gegen uns alte Leute!“

„Ach ja, daß wir's nur nicht vergessen,“ bemerkte Dr. Reinert, „wir trafen vorhin einen alten Freund. Er läßt Gruß und Empfehlung ausrichten. Er möchte Ihnen, da er Sie von früher her kennt und Grüße abzugeben hätte, gegen sechs Uhr seine Aufwartung machen.“

„Ist's ein Prinz oder ein Pascha, daß er so umständlich tut?“

„Nichts dergleichen. Aber jeder hat nun mal seine Besonderheiten.“

„Ist's Pater Helmuth?“

„Sie haben eine feine Nase. Pater Helmuth weilt allerdings seit gestern drunten bei seinen Brüdern.“

„Da ist er selbstverständlich herzlich willkommen. — Vielleicht hat er Nachrichten aus Brasilien,“ setzte Werner leise hinzu.

Reinert zuckte die Achseln. „Möglich!“ Und sah den Justizrat merkwürdig an.

Dann gingen Reinerts heim. Ruth begleitete sie bis zum Gartentor. Die Fragen, die ihr auf den Lippen brannten, drängten nach Antwort.

Eine tiefe Freude glühte in ihren Augen, als sie zurückkam. Sie eilte durch die Nebentür und gab in der Küche hastig Anweisungen. Dann ließ sie in den Garten und riß Flieder und Jasmin in Blüscheln von den Sträuchern, so daß die Drosseln und Amseln erschreckt davonstoben. Diese und Salons schmückte sie mit der duftenden Pracht. Den trauten Raum, von dem einst des Hauses Sohn — auch an einem blütenreicheren Tage — Abschied nahm, wandelte sie in einen Blumenhain. Damals hatten ihm keine Blumen geblüht, nur Dornen waren sein Teil am Vätererbe. Die Dornen aber hatten Blüten getrieben.

Als Ruth wieder zu den Eltern ging, lag ein verhaltenes Glück in ihrem Auge, daß Frau Mathilde sie überrascht ansah.

„Du strahlst ja, als wäre das Christkind bei dir gewesen.“

„Ist es auch. Wartet nur, was es euch bringt.“

Sie saßen eine Weile schweigend.

Da knirschte der Gartenfries. Werner blickte erwartungsvoll auf den Laubengang, aus dem eine hohe Gestalt im schwarzen Priesterkleide hervortrat und mit

großem Blick die drei Menschen auf der Altane umfaßte.

Werner sah ihm entgegen, — legte die Hand über die Augen — richtete sich halb auf — und konnte es nicht fassen, was er sah.

„Aber — das ist doch nicht Pater Helmuth!“ murmelte er schwindelnd.

Ein leiser Schrei. Das Mutterauge hatte schärfer gesehen. Da erkannte auch Werner, — sein Mund aber brachte keinen Laut heraus. Er versuchte aufzuspringen, sank aber hilflos wieder zurück.

Da war der Unkommende mit ein paar Schritten die Treppe hinauf und hielt den halb Ohnmächtigen in den Armen.

„Vater!“

„Herbert!“

Wie einer, der am Verdursten ist, so trank Werner den Anblick des Sohnes in sich. Bis Schleier sich ihm vor die Augen legten.

Minuten vergingen in atemloser, unaußprechlicher Seligkeit.

Da drängte er Herbert sacht ein wenig von sich, ihn zu sehen und sich zu vergewissern, daß er es wirklich und wahrhaftig sei, sein Sohn.

Sie sahen sich an und wußten doch kein Wort zu sagen.

Nun wandte sich Herbert der Mutter zu. In überwallendem Mutterglück schloß sie ihn in die Arme.

„Mutter, liebe Mutter!“

„Herbert! Endlich!“

Frau Werner war zumute, als wäre die Seligkeit der Ewigkeit in ihr Leben gekommen, erblüht und geboren aus dem Opfer und dem Leid der Zeit. Die Überlast des Glückes machte sie stumm. Sie weinte nur still. Auch Herbert sprach kein Wort, sah die Mutter nur lange glücklich und lächelnd an.

Ruth war, als sie Herberts Schritt vernommen, unbemerkt ins Haus gegangen. Das erste Wiedersehen mußten die Eltern für sich haben. —

Herbert setzte sich ans Ruhebett des Vaters und behielt der Mutter Hand in der seinen.

„Noch alles ganz wie einst.“

Er hatte Mühe, seiner Ergriffenheit Herr zu werden. Die Erinnerungen stürmten übermäßig auf ihn ein. Er sah, wie es in des Vaters Gesicht zuckte. Krampfhaft drückte Werner des Heimgekehrten Hand.

„Herbert ... hast du vergessen, — was war?“

„Vater, ich beschwöre dich, sprich nicht mehr davon. Das ist ja alles längst vorüber und vergessen. Jetzt wollen wir uns freuen, daß wir wieder beisammen sind.“

„Wenn wir nur zusammen blieben!“ so

seufzte die Mutter, die schon an den Abschied dachte.

„Lasst uns einmal dem glücklichen Heute leben. Im übrigen, Mutter, neue Opfer, neue Kraft! Wo ist Ruth?“

Die kam gerade aus dem Hause zurück. Herbert ging ihr entgegen und drückte ihr die Hände.

„Ruth, Schwesternchen!“

„Willkommen daheim, Herbert! Welch unverhofftes Glück!“

Tief schauten sie sich in die Seelen in dieser weihevollen Stunde. Sie fühlten, diese flangen zusammen in wundervoller Harmonie, weil sie beide dem erkannten Ideale treu geblieben waren und nun ein herrliches Erbteil in Händen hielten — den Frieden. Nicht zwar, wie er auf Tabor verklärend geschenkt, sondern wie er auf Ölbergs Höhen errungen wird.

Sie waren schweigsam, die vier Menschen, in der ersten Viertelstunde des Wiedervereintseins. Wie der tiefste Schmerz und so hat auch die höchste Freude der Worte wenige.

Bald aber löste sich der Bann, und es gab ein Fragen und Erzählen über beiderseitiges Erleben und Erleiden.

Nach kurzem ging Frau Mathilde mit Ruth ins Haus, um, wie Ruth lächelnd sagte, das „Mastkalb“ herzurichten.

Da griff Werner, der aufgerichtet auf dem Ruhebett saß, wieder nach des Sohnes Hand. „Herbert!“

„Vater! Hast du Schmerzen?“

„Ja, Schmerzen, aber andere, als du meinst. Wie habe ich dich gequält, dich und mich! Ich begreife es kaum noch ...“

„Noch einmal, Vater, denk doch nicht mehr an das Vergangene. Ich habe dich von deinem Standpunkt aus immer gut verstehen können. Mein Beruf wurde dadurch erprobt und fest. Auch ich wußte wie weh ich dir tat. Der liebe Gott hat nun alles so gut gelenkt.“

„Ich wollte dich ihm nicht lassen, weil ich ihn leugnete — und doch fühlte, daß er lebte und stärker war als ich und unser fluchtwürdiger Bund. Da begann ich gegen ihn zu kämpfen. Er aber nahm mir das Liebste auf der Welt. Da wurde ich hart und verschloß ihm und dir Herz und Haus. Nachgeben aber wollte ich nicht, lieber an meinem Stolz zugrunde gehen. Dazu band die Loge mir mit eisernen Fesseln die Hände, zwang mich, mein eigenes Kind zu verleugnen. Aber, was ich heimlich gelitten, Herbert, wie ich mich frankgefehnt habe nach dir, kein Mensch hat es geahnt. Wie ein wundes Tier trug ich meinen ungeheuren Schmerz — der um so größer war, weil sein Gott ihn tröstete — in die wilde Einsamkeit der Berge. Von den Felsenklüften hörte ich mein eigenes Stöhnen widerhallen — und konn-

te doch nicht nachgeben. — Bis die Sehnsucht mich zwang und ich mich, meines Tuns kaum bewußt, am Hafen wiederfand. Einmal nur, ein einziges Mal wollte ich dich sehen. Ich sah dich erbleichen und wanzen — ich wollte hinstürmen und dich zurückhalten, war aber wie gebannt und gelähmt. Und dann warst du fort.“

Er schwieg und rang nach Atem. Herbert war erschüttert von des Vaters ergrifendem Selbstbekenntnis. Er mußte immer dieses verfallene Antlitz betrachten, darin der Schmerz vor der Zeit seine Runen gegraben. Was war an diesem halbgebrochenen Manne noch von der früheren trostigen Kraft?

„Herbert, weißt du es noch, als ich meine Arme umsonst nach dir ausstreckte? — Der Herrgott ist Sieger geblieben, und das ist gut.“

„Armer Vater! Daß du so littest, ahnte ich nicht. Aber nun lasst uns alles begraben und uns der glückseligen Gegenwart freuen!“

Gegen Abend kam auch Pater Helmuth, der mit Pater Werner auf Verabredung im Kloster zusammengetroffen war. Auch Dr. Reinert und Melitta kamen wieder herüber. Der Justizrat war wie verjüngt. Alle Spuren des letzten Herzansfalls waren wie weggewischt. Scherzend drohte er Reinert mit dem Finger.

„Schwindler Sie! Zum zweiten Male wird Ihnen das nicht geraten. Man merkt halt doch, daß man alt wird.“

„Und gemütlich,“ gab Reinert gut geäußert zurück. „Wissen Sie, auch die törichte Medizin, die Freude heißt, soll man nur vorsichtig verabreichen, es könnte sonst sein, daß die Wirkung in ein schlimmes Gegenteil umschlägt.“

Glückliche, weihevolle Stunden, wie sie die Erde nur wenige hat, erlebten die Wiedervereinten zusammen. Der Mittelpunkt des Interesses war natürlich Pater Werner. Er mußte immer wieder von seinen Erlebnissen in der Mission erzählen. Pater Helmuth, der nach seinem Romaufenthalt als Volksmissionär überaus segensreich wirkte, gab aus dem bunten Schatz seiner Erfahrungen die Würze dazu.

Am andern Tage zelebrierte Pater Werner unter Assistenz von Pater Helmuth und Pater Gerhard sein erstes Messopfer in der Heimat. Ein „Laudamus te“ ging durch seine Seele, als er zum ersten Male seinem Vater das Brot des Lebens brach.

Herbert kannte Melitta noch nicht näher. Als sie zu ihrem Onkel gekommen war, war er bereits in München. Und in den Ferien hatte er die blaue Villa möglichst gemieden, weil er wußte, wo er des Vaters bösen Genius zu suchen hatte. Da-

rum hatte auch die junge Melitta stets eine heimliche Scheu vor dem ernsten Studenten gehabt und war während der Ferien selten zu Werners gekommen. Herbert stellte nun bald fest, daß Melitta mit dem finsternen Onkel nichts gemein habe, und daß in dieser schönen Hülle eine schöne Seele wohne. —

„Bist du glücklich?“ forschte Herbert in einer vertrauten Stunde in Reinerts Gesicht.

„Ja!“ gab der fest zurück. „Es ist wohl nicht das große, stürmende Glück, das ich erhoffte. Du weißt —! Aber man lebt nicht lange unbewegt unter einem Sonnenstrahl. Man wird warm und segnet dankbar den guten Engel, der ihn spendet. Und — uns leuchtet ja immerfort ein stiller Stern zur Seite, den wir beide lieben, Melitta und ich.“

Herbert wußte, wen er meinte, insonderheit der „Stern“ eben mit seinem guten, freundlichen Leuchten hereinschaute.

„Wenn's euch recht ist, fahren wir jetzt zur blauen Villa. Melitta erwartet uns. Herbert muß doch seinen kleinen Patenjungen einmal in Augenschein nehmen.“

Es war ihnen recht. Eine Viertelstunde später führten sie am See entlang dem Reinertschen Idyll zu. Auch der Justizrat, der sich ganz erholt hatte, fuhr mit. Die Freude hatte Wunder bei ihm gewirkt. Er war der Muntersten einer.

Das wurde ein Fest in der blauen Villa und im Kinderheim! Die vierjährige Ruth war nicht von des schwarzen Onkels Knie zu vertreiben. Sie wollte um jeden Preis ganz viel von den rotbraunen Brüderchen und Schwestern, die bei ihm in die Schule gingen, wissen.

„Wenn du jetzt wiederkommst, Onkel Herbert, dann bin ich groß. Dann werde ich Schwester, und du nimmst mich mit zu deinen kleinen Heidenmädchen,“ plauderte sie drollig.

„Ganz sicher,“ ging er auf ihre großzügigen Pläne ein. „Dann sollst du die kleinen Wilden weiß waschen und ihnen die schwarzen Haare bürsten.“

„Und vom lieben Jesuskind erzählen, so schön, wie Tante Ruth im Kindersaal es tut.“

„Ja, wie Tante Ruth,“ pflichtete er bei. Reinert brachte ihm seinen Jungen. Herbert nahm ihn in die Arme und studierte lächelnd in den kleinen Augen nach irgendeiner bekannten Linie, um sich für eine sicher in Aussicht stehende landläufige Frage sicher zu stellen. Da kam sie auch schon:

„Nun, wem meinst du, daß er ähnlich sieht?“ Frau Reinert und Frau Werner fragten es fast gleichzeitig.

In seinen Augen sprang der Schalk auf. Er tippte den kleinen Herbert auf die

Nasenspitze: „Dieses liebliche Gewächs versucht er schon gerade so kühn in überlegene Höhen zu ziehen wie weiland der Sekundaner Hans Reinert, wenn er eine stolze ‚Gins‘ erobert hatte.“

Frau Werner nahm ihm den Knaben vom Arm. „Was du auch von Kleinkinderwissenschaft verstehst! Müßtest sonst doch auf zehn Schritt sehen, daß der kleine Kerk ganz sein Vater ist. Deine Rothäute drüben werden ja wohl einer ausschauen wie der andere, die großen wie die kleinen.“

„O nein, Mama. Auch bei unsren Roten hat der Schöpfer dieselbe Künstlerschaft bewiesen wie bei uns Bleichen. Dieselbe Meinung, die wir von ihnen haben, haben sie von uns. Sie bedauern uns, weil wir im Backofen des großen Welt Herrn nur halbgar geworden seien. So sagte mir mit lächelnder Mine noch unlängst ein gebildeter Brasiliener. — Ein Prachtler übrigens, mein Patensohn! Was wird wohl aus diesem Kinde werden?“

„Was sein Herr Pate ist!“ rief Melitta leuchtenden Auges.

„Meinen Segen hat er,“ besiegelte Reinert den großen Oratelspruch.

„Meinen auch,“ kam's aus dem Hintergrunde, wo der Justizrat mit einer älteren Dame saß, einer Professorenwitwe aus München, deren Vater sein Lehrer gewesen war.

Der kleine Herbert Reinert ließ sich nicht so mir nichts dir nichts zum Heiden apostel stempeln. Er protestierte gegen soziale Vergewaltigung des freien Bestimmungsrechtes durch kraftvolles Geschrei. Lachend nahm ihn Mutter Melitta und trug ihn im Sturmschritt hinaus.

Nach einer gemütlichen Kaffee Stunde ging die Gesellschaft ins Kinderheim. Dort war atemlose Freude auf allen Gesichtern, als der Onkel Missionar, von dem die Kleinen schon so viel gehört hatten, endlich leibhaftig erschien. Es dauerte geraume Zeit, bis die Kinder auftaute und zutraulich wurden. Dann aber, als der Vann gebrochen war, da drängten sie sich mit hundert Fragen immer näher zu ihm heran.

„Sag, Onkel Pater, haben die kleinen Indianerkinder auch keinen Papa und keine Mama mehr?“ fragte ein kleines ledes Mädelchen, das einen Tag alle erdenklichen losen Streiche machte und am andern stundenlang nach seinen Eltern weinte, die sie ihm an einem Tage begraben hatten.

„Nicht alle haben hier auf Erden noch einen Vater und eine Mutter, Kind. Diese Waisenkinder haben den lieben Gott zum Vater und die liebe Himmelsmutter Maria zur Mutter. Du gewiß auch?“

Die kleine machte große Augen, dachte

nach und lief zu Tante Ruth. Die mußte weiter Auskunft geben.

„Onkel Missionar, haben sie den Kindern in deinem weiten Lande auch ein Beinchen abgeschnitten?“ fragte mit zagem Stimmchen ein kleiner Sechsjähriger, dem ein unheimlicher Gast im Körper fraß und als ersten Raub das rechte Bein genommen hatte.

„Ja, mein lieber kleiner Kerl. Unsern Kindern drüben haben sie auch schon mal so weh getan wie dir.“ Er nahm das Krüppelchen auf die Knie und sah ihm voll Liebe in das wächserne Gesichtchen, das schon von dem unerbittlichen Würger gezeichnet war. Und flüsterte ihm leise ins Ohr: „Wenn du einmal in den schönen Himmel kommst, dann gibt dir der liebe Gott dein Beinchen wieder. Und dann spielst und springst du mit den Englein auf der Himmelsau, viel froher und flinkter als die Kinder auf der Erde.“

Da faltete der Kleine unwillkürlich die schmalen Händchen und schaute den Pater an, leuchtend und gläubig, als hätte Gott selbst ihm so Wunderschönes versprochen. Dann strebte er hinunter. Das mußte er mal gleich Tante Ruth erzählen. Die würde staunen.

Da war schon wieder ein anderer Fragesteller: „Onkel Pater, haben die Kinder und die Leute in deinem wilden Lande auch eine Tante Ruth?“

„Eine hute, hute Tante Hut?“ unterstützte ein pausbackiges dreijähriges Mädchen, das von „Tante Hut“ seines Höckerleins wegen ein wenig verwöhnt wurde, die Frage.

„Das haben unsere brauen Kinder leider nicht,“ lächelte Pater Werner zu Ruth hin. „Ich möchte eure Tante Ruth wohl mitnehmen. Ihr habt sie gewiß bald genug gehabt. Soll ich das tun?“

„Nein — nein — nein!“ protestierten wohl zwölf Stimmen im Chor. „Tante Ruth hierbleiben!“ — „Tante Ruth nicht weggehen!“ — „Tante Hut bei Nanni bleiben!“ weinte die Pausbackige und sie flammerte sich an Ruth wie eine Klette.

„Still, ihr sollt eure Tante Ruth behalten. Vielleicht schickt uns der liebe Gott mal eine andere,“ beschwichtigte er. Dann zog er ein Päckchen bunte Heidenkinderbildchen aus der Tasche. Jedes Kind erhielt eines, und jedes versprach für den Abend ein Extra-Vaterunser für die kleinen Schwestern und Brüderchen im Heidenland. —

Ruth war mit den andern Damen schon weitergegangen zum Spielraum der Kinder. Frau Professor Schnittger, die in einer Rechtsfache Dr. Werners Rat suchte

und gleichzeitig Dr. Reinerts Schöpfung kennenzulernen wollte, war ganz Interesse. Bis in die letzten Winkel mußte sie das Kinderheim besichtigen. Sie selbst betätigte sich nach dem frühen Tode ihres geliebten Mannes ebenfalls hier und da in der sozialen Fürsorge, ohne aber mit den Leuten selbst allzuviel Fühlung zu nehmen. Ihrem ästhetischen Empfinden sage die ungewaschene Art dieser Leute und die Luft in ihren Stuben nicht zu, legte sie Ruth eben klar.

„Für das Schriftliche und Geschäftliche bin ich immer da. Ich sitze halbe Tage auf dem Büro und schreibe und rechne und schlage mich mit schutz- und stellensuchenden Mädchen herum. Subjekte begegnen einem da, nicht zu sagen. Armut und Krankheit, das sind Kreuze, da begreift man und hilft gern. Aber die Schlechtigkeit, die da manchem jungen Ding aus Gesicht und Augen schaut, — ich verschreibe Ihnen, Fräulein Ruth, da hilft nur unbedingte Konsequenz. Da heißt es gute Wälle aufrichten, die diese Unverschämten respektieren müssen. Nicht dem Laster schöne Augen und gute Worte machen, wie es heute vielfach Mode wird. Da wird zu solch einer Lasterdinne ‚Armes Kind‘ gesagt und mit Glacéhandschuhen zugefaßt. Nachherr lachen die Raffinierter, dann über die Gutmütigkeit der vornehmen Damen, die sich vorkämen wie Herrgötter. Man sollte mehr Erziehungs- und Besserungsanstalten bauen und strengere Methoden einführen. — Aber, Fräulein Heldorf,“ — die Professorin griff mit überraschten, funkelnden Blicken nach dem Arm Ruths, — „wie — wie kommen Sie an jenes Mädchen?“

Sie standen in der Züre des Schlafsaales, wo die schwarze Ursel eben die kleinen Betten zusammenlegte. Als das Mädchen die Dame im schwarzen Seidenkleide sah, wurde es freideweiß. Es ließ das Kissen, das es gerade schüttelte, fallen und griff hastigend nach dem Fußbrett der kleinen Bettlade. Wie eine Erscheinung der Unterwelt starre es die Dame unentwegt an. Angst und — jäh aufodernder Haß stritten miteinander in den nachtdunklen Augen.

Ruth war peinlich berührt. Frau Werner und Frau Reinert hatten nichts bemerkt. Bis Frau Werner näher kam und Ursels Erregung sah.

„Fehlt Ihnen etwas, Ursel?“ ging sie auf das Mädchen zu. Melitta und Frau Reinert gingen weiter; Ruth und der Professorin nach.

(Fortsetzung folgt)